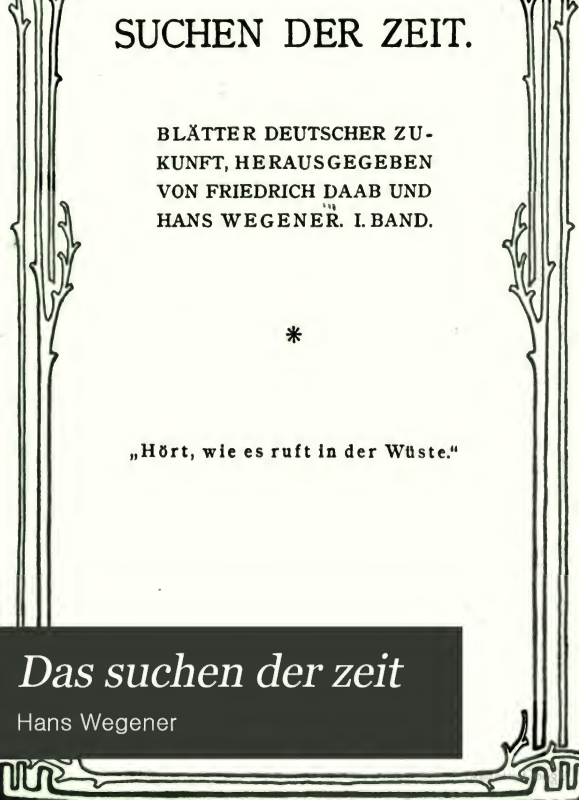


SUCHEN DER ZEIT.

BLÄTTER DEUTSCHER ZUKUNFT, HERAUSGEGEBEN VON FRIEDRICH DAAB UND HANS WEGENER. I. BAND.

*

„Hört, wie es ruft in der Wüste."







DAS SUCHEN DER ZEIT.

BLÄTTER DEUTSCHER ZUKUNFT. I. BD.



DAS

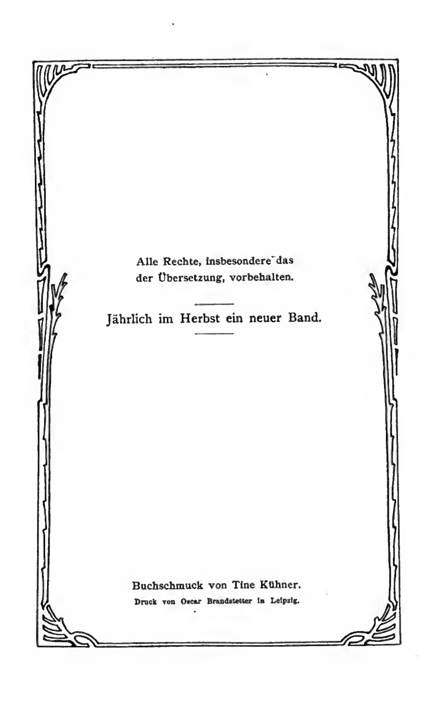
SUCHEN DER ZEIT.

BLÄTTER DEUTSCHER ZUKUNFT, HERAUSGEGEBEN VON FRIEDRICH DAAB UND HANS WEGENER. I. BAND.

*

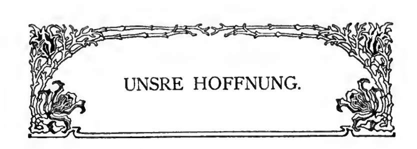
„Hört, wie es ruft in der Wüste."

DÜSSELDORF UND LEIPZIG. 1903.
KARL ROBERT LANGEWIESCHE.



Jährlich im Herbst ein neuer Band.

Buchschmuck von Tine Kühner.
Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig.



UNSRE HOFFNUNG.

**Möge die Gnade kommen
und diese Welt versinken.**

Religion haben heißt das Rauschen der Ewigkeit unter den Füßen hören können.

Erst einmal so wie es da steht: das einfache Rauschen der Ewigkeit. Das Leben und Sichbewegen einer Wirklichkeit, von der man nur weiß, daß sie da ist, daß sie lebt und sich bewegt und daß sie nicht Zeit und Raum ist, daß sie anders ist als Zeit und Raum, daß sie größer ist als Zeit und Raum, daß sie Zeit und Raum erst trägt.

Zeit und Raum und ihr Wert ist Problem geworden. Damit ist das Menschenleben, wie die Sinne es erfassen, Problem geworden; damit beugt sich der Mensch, soweit er das klügste Tier ist, vor etwas, das nun weiter entdeckt werden soll.

Er hat die Zeit- und Raumvorstellungen und deren Zusammendichtung, die Logik, zu feinsten und allerfeinsten Zangen ausgebildet. Er hat gefunden, daß hier ein unendlich weites Gebiet für neue und immer neue Entdeckungen offen liegt. Aber eben mit dieser Entdeckung ist ihm die ganze Wirklichkeit, soweit sie sich nach dieser Seite hin ausdehnt, grundsätzlich ab-

getan. Es ist ein Belagerungskorps dort zurückgelassen, das hat reichlich zu tun; aber das eigentliche Heer rückt weiter.

Ich habe die Vorstellung, daß bei allem, was geschieht, ein Auge zusieht mit einem ähnlichen Interesse, als wir es der Tierwelt zuwenden, also ganz hoch über unsern weisesten Gedanken, ein Auge, dem unsre feinsten und allerneuesten Erfindungen wirken wie uns der Ameisenstaat, der Bienenkorb, der Biberbau und so manche andere uns wunderbare Instinktleistungen der Tiere; im höchsten Maße interessierend und Bewunderung erregend, aber doch ein leises Lächeln auslösend über die Geschäftigkeit und Rührigkeit und die biedere Emsigkeit, die da entfaltet wird. Ein Auge, das unsre verwegenste Kulturentfaltung mit anderen von uns minder geachteten Kulturen und aber anderen uns unbekannten Kulturen irgendwo auf fernen Sternen vergleicht und welches uns mitleidig zusieht, wie wir mit einem bestimmten Organ ohne viel Entwicklungsmöglichkeiten arbeiten und arbeiten und glauben, daß wir es dennoch schaffen können das Zukünftige, das Ungenannte, daß wir es erreichen können, während es doch so ungeeignet dazu ist als die Flossen des Fisches zum Gehen oder die Beine des Vierfüßlers zum Fliegen oder die Fittiche des Vogels zum Denken.

Inzwischen gibt es andre Organe und Geister, die auf andre Weise mit dieser rauschenden Ewigkeit verkehren; sie sind deshalb ein klein wenig weniger geübt in den feinsten Übungen der herrschenden Organe und sie werden von den darin Geübten ähnlich angesehen, wie

— stelle ich mir vor — der naturwissenschaft-sagenhafte Urahn der Menschheit vom Affen auf dem Baume über ihm angesehen worden sein mag, da er minder mitsprang, mehr stille saß und mehr jene wunderbaren stillen Gänge ging da innen, deren Vielbenutztheit, Bereitheit und instinktive Genaubekanntschaft noch heute den Menschen vom Affen unterscheidet.

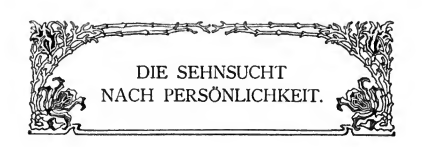
Ich habe den Eindruck, daß in den Jahrmillionenwenden der Weltentwicklung unser Geschlecht an jener Stelle steht, wo wiederum der Affe das Springen und Klettern zur Vollkommenheit ausbildet und seinen Menschenbruder verachtet, weil der das höchste Kulturziel nicht miterringen und ausbilden mag, sondern neuen Dingen nachhängt und wiederum die inneren Wege erprobt. Ich glaube, daß wir an einer Stelle der Jahrmillionen angelangt sind, wo, was bisher Zukunft hieß, uns nicht mehr Zukunft heißen kann, was bisher Religion hieß, uns Aberglaube und Mißglaube wird, wo von der Vergangenheit kein Stein mehr auf dem anderen halten wird, wo wieder jene ruchlose Naivität und Einfältigkeit hervorbrechen wird, die einst Gesetz und Tempel zusammenwarf. Wir harren diesem nächsten Schritt des Geistes in der Geschichte, diesem gepanzerten Schritt entgegen: Möge diese Welt versinken und der Geist wiederkommen.

Sommer 1900.

Bonus.



1*



DIE SEHNSUCHT NACH PERSÖNLICHKEIT.

Volk und Knecht und Überwinder
Sie gestehn zu jeder Zeit:
Höchstes Glück der Erdenkinder
Sei nur die Persönlichkeit.
Jedes Leben sei zu führen,
Wenn man sich nicht selbst vermißt.
Alles könne man verlieren,
Wenn man bliebe, was man ist.

Goethe.

Wenn wir das Ohr an das klopfende Herz der Zeit legen, dann hören wir einen unruhigen, unregelmäßigen, raschen, heftigen Schlag. Was hat dieses Symptom zu bedeuten?

Unsere Zeit geht mit eiligen Schritten. Auf allen Gebieten wird fieberhaft gearbeitet, als gelte es das Menschheitswerk für einen bestimmten Termin fertigzustellen. Und das Werk, daran gearbeitet wird, scheint alle Merkmale des gedeihlichen Fortgangs an sich zu tragen.

Ist das die Ursache des unruhigen, raschen Herzschlags der Zeit? Macht die Freude über das Gelingen der Arbeit und über den Besitz des glückenden Werkes das Herz höher schlagen?

Aber der Horcher schüttelt den Kopf wie ein erfahrener Arzt. Er beobachtet den Gesamtzustand. Ge-

wiß, die Zeit arbeitet und die Arbeit funktioniert scheinbar gut. Aber — es ist doch kein gleichmäßiges, zielbewußtes Arbeiten. Es fährt hin und her, es greift an und läßt wieder fallen. Es fehlt im Grunde ein einheitliches Werk, das gefördert wird. Es ist alles ein Tasten und Haschen. Auf allen Gebieten des Lebens, bei aller Arbeit und allem scheinbaren Fortschritt ein Unbefriedigtsein und darum ein Suchen.

Die Vertreter der Wissenschaft arbeiten nach verschiedenen Richtungen hin, ja gegensätzlich. Wo arbeiten sich etwa Theologen und Naturforscher in die Hände? Die Kunst strebt nach neuen Zielen, aber eine Richtung löst die andere ab, löst sie ab, ehe die vorhergehende ihren vollen Beitrag zur Entwicklung gegeben. Auf politischem und sozialem Gebiet — man wagt sich kaum hinein in den Kampf der Meinungen, so hart stoßen die Gegensätze aufeinander und eine Partei zerfleischt die andere. Und die ganze Zerrissenheit des geistigen Lebens offenbart sich in der religiösen Bewegung der Zeit. Wohl sind Glaube und Unglaube von jeher die Signatur der Menschheit gewesen. Aber diese Gruppenverteilung hat ihren Sinn verloren. Wer glaubt oder wer glaubt nicht? Das Märchen von den drei Ringen ist wirklich ein Märchen geworden, da allenthalben neue Ringe geschmiedet werden, und keiner wird für echt gehalten, und jeder hält den seinen für echt, und der Klügste legt sich eine Sammlung von Ringen an.

Der einzelne Mensch steht in diesen verschiedenen Beziehungen des Lebens als Staatsbürger, als Familien-

glied, als Glied der Gesellschaft, als Forscher, als Ästhetiker, als religiöses Individuum. Aber es klafft in ihm auseinander. Der Forscher in ihm ist ein anderer als der Ästhetiker, der Ethiker ein anderer als der Politiker. Es ist nicht lange her, da schrieb mir ein Mann, der zu den größten Zeitgenossen gehört und auf seine Mitmenschen den Eindruck des Propheten macht, der die Harmonie seines Wesens gefunden habe:

„Ich stehe in politischen, sozialen und religiösen Bewegungen, die voneinander divergieren; ich suche dieselben in mir in eine Einheit geistigen Lebens und Webens zu leiten und dafür den Ausdruck zu finden. Darin fühle ich mich noch Schüler und dafür scheint auch die Zeit noch nicht gekommen. Redete ich heute aus meinem religiösen Bewußtsein, so weiß der Politiker nichts damit anzufangen und umgekehrt, und ich liefe Gefahr, später revidieren zu müssen, was ich heute schreibe."

In alledem kommt der Zustand der Zeit zu Tage: Es fehlt die Einheit im ganzen und im einzelnen. Wir haben nicht, sondern wir suchen. Wir wollen vereinigen und Zusammenstimmung schaffen. Wir begehren danach. Wir warten darauf. Wir wollen es in uns und für uns schaffen. Die Diagnose des unruhigen, raschen, heftigen Herzschlags lautet: Sehnsucht nach Persönlichkeit.

Wer die Richtigkeit der Diagnose anerkennt, der erkennt damit zugleich die Art des Gesundungsprozesses an: Es muß eine praktische Lösung des Problems sein. Denn es ist ein Problem des Lebens.

Die Verschiedenartigkeit und Mannigfaltigkeit des geistigen Lebens, sie verschwindet nicht. Immer werden Richtungen und Parteien sein. Und es bedeutete die Verödung und den Tod des geistigen Lebens, wenn es anders wäre. Aber der einzelne Mensch muß zur Einheit seines Wesens gelangen. Sonst, ja sonst wird uns das Leben zur Qual. Sonst, ja sonst laßt uns essen und trinken und sterben!

Eine praktische Lösung muß erzielt werden, alle heterogen scheinenden Elemente müssen aufgelöst werden in der Einheit der Persönlichkeit.

Wenn es anders gelingen könnte, es hätte schon gelingen müssen. Theoretische Lösungen sind genug gemacht. Sie springen nicht vom Papier ins Leben. Systematisiert ist reichlich. Aber die im Besitz der Systeme einherstolzierenden Leute haben nicht geholfen. Wir haben die Systeme der Reihe nach uns angepaßt. Und sieh, an allen Ecken stehen sie über den Inhalt unseres Wesens hinaus und an anderen Stellen decken sie es nicht.

Den Charakter des Persönlichen muß die Lösung haben. Denn sachliche Lösungen sind genug versucht: Institutionen und Gesetze, Maßregeln und Ordnungen, Körperschaften und Statuten. Arznei und Öl ist in Strömen von den grünen Tischen geflossen. Es hat die Oberfläche gestreift und hie und da beruhigt. Aber in der Tiefe gären die unaufgelösten Stoffe weiter, ohne sich zu verbinden.

Es gibt nur eine praktische Lösung, eine Lösung, die auf dem Gebiete des eigenen Erlebens liegt.

Man wundere sich nicht, daß ich meiner Diagnose eine umfassende Geltung für das ganze Gebiet des Lebendigen anmaße. Darin wird sich vielmehr ihre Richtigkeit zu erweisen haben. Dieses Gebiet des Lebendigen läßt sich theoretisch etwa nach natürlichen, logischen, politischen, ethischen, religiösen Gesichtspunkten scheiden. Ich getraue mir die Strebungen in diesen verschiedenen Äußerungen des Lebens auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen. Und der soll lauten: Die Sehnsucht nach Persönlichkeit. Und was in der theoretischen Projektion der Nenner heißen darf, das erscheint in der Wirklichkeit als die Triebkraft, die durch alle Stufen der Entwicklung des Lebendigen sie durchwaltet und -wirkt. Die Sehnsucht nach Persönlichkeit ist die Triebkraft der Weltevolution. Sie hat als immanentes Prinzip die Welt geschaffen und schafft sie immerdar.

Die ältere Anschauung sieht in der Welt eine im wesentlichen fertige Größe, ein ein für allemal geschaffenes Ganzes und nur in dem Rahmen und auf der Basis dieses auch im einzelnen abgeschlossenen Kosmos gibt es für sie Veränderung und Entwicklung. Sie redet freilich auch von einer Schöpfungs„geschichte“, aber die besteht in einem einmaligen vollendeten Akte, der dann von der Erhaltung der geschaffenen Welt abgelöst wurde.

Diese Anschauung von der Weltschöpfung ist mit der christlichen Weltanschauung verschwistert worden

und jeder Versuch, diese Verschwisterung zu lösen, ist noch immer als Ketzerei verurteilt worden. Daher kann es nicht wundernehmen, wenn die andere Anschauung von der Weltschöpfung, die unter dem Namen des Darwinismus Verbreitung gefunden hat, von kirchlicher Seite als ein Angriff auf die Rechtgläubigkeit eingeschätzt wird. Man braucht ihr gegenüber in der Regel die bequeme Methode, daß man ihr den Stempel der „Hypothese" aufdrückt, um sie dadurch in Mißkredit zu bringen. Und man merkt nicht, daß mit diesem Verfahren die eigene Weltschöpfungstheorie, die fälschlich die christliche genannt wird, von der Höhe einer sogenannten Tatsache ebenfalls auf das Niveau der Hypothese herabsinkt. Denn sobald faktisch verschiedene Welterklärungen vorhanden sind, kann jeder nur das Prädikat des Möglichen zuerkannt werden.

Die Möglichkeit der darwinistischen Auffassung und ihre Annäherung an die Wirklichkeit wird aber durch einen Umstand besonders gestärkt, den die gegnerische nicht für sich in Anspruch nehmen kann. In der Wissenschaft vom geistig-geschichtlichen Leben hat man längst den Gedanken der Entwicklung sich zu eigen gemacht und ist weit davon entfernt, ihn wieder aufzugeben. Daher ist es ein Schritt zu einer einheitlichen Beurteilung alles Lebens, wenn der Gedanke der Entwicklung auch auf das Naturleben angewendet wird. Im Sinne der Wissenschaft kann es nur als eine Errungenschaft gelten, daß die Naturforschung mit dem Gedanken einer wirklichen Natur„geschichte" Ernst gemacht hat.

Ich behaupte nicht, daß der, der dem darwinistischen Hauptsatz von der Schöpfung der Welt als Entwicklung zustimmt, nun auch gebunden sei, die Ursachen dieser Entwicklung mit in den Kauf zu nehmen, wie sie Darwin selbst im Kampf ums Dasein und in der natürlichen Zuchtwahl statuiert zu haben meint. Vielmehr beginnt in dieser Hinsicht sich allgemach eine Abwendung vom Darwinismus zu vollziehen.

Die Erklärung der Welt aus rein mechanischen Ursachen befriedigt nicht mehr. Und so ist neben dem Darwinismus neuerdings eine Theorie zur Geltung gekommen, die von Fechner ausgehend eine Beseelung des Alls und seiner Teile annimmt.

Unter ihren Vertretern gibt es einige, die nicht die Absicht haben, ihre darwinistischen Anschauungen aufzugeben. Aber die Art, wie sie die Fechnerschen Ideen ausführen, bedeutet nichts anderes als einen gänzlichen Bruch mit der alten Vorstellung. Für sie existiert nur das große einheitliche unveränderliche Sein, die Weltseele, darin alles einzelne Geschehen bis ins Kleinste hinein nur ein Auflösen bestehender und ein Eingehen neuer Verbindungen darstellt, während das Ganze in seiner Zeitlosigkeit keine Entwicklung kennt. Die Summe der Kräfte und Werte im All bleibt immer dieselbe, nur werden die einzelnen Posten bald so, bald so verrechnet und bald diesem, bald jenem Konto zugeschrieben. Weil aber diese Anschauung schließlich wieder auf die althergebrachte Weltauffassung hinausläuft, nach der die eigentliche Schöpfung stille steht und sich in Veränderungen innerhalb des ein für allemal ge-

gebenen Rahmens erschöpft, so ist ihre Aneignung uns unmöglich, da wir nicht mehr imstande sind, unseren Hunger nach Werden mit ästhetischer Betrachtung zu stillen und einer Neuschöpfung entgegenharren, die uns und die Welt zu etwas macht, was wir noch nicht gewesen sind. Bloße Weltanschauung genügt uns nicht, wir wollen Weltwerden erleben.

Andererseits birgt diese Vorstellung von der Beseelung des Alls ein willkommenes Mittel, über die geisttötende mechanische Welterklärung hinauszukommen und in der Welt mehr sehen zu können als ein kaltes, unbeseeltes Etwas oder Nichts, das erst der Mensch in sich zum Leben weckt, zu Farbe und Licht, zu Wärme und Klang bringt. Sie macht uns Mut, mit festlicher Freude das All zu begrüßen als etwas, was uns im Innersten verwandt ist.

Darwin und Fechner — wir mögen sie beide nicht mehr missen, beide sollen uns das Beste lassen, was sie uns zu geben haben.

Den Weltentwicklungsgedanken übernehmen wir von dem einen und den Weltbeseelungsgedanken von dem anderen. Und das Vereinigungsmoment beider heißt: Sehnsucht nach Persönlichkeit. Sehnsucht nach Persönlichkeit vorhanden im All als Prinzip und Träger der Weltentwicklung.

Mit diesem Drang im Blute hat der Weltenleib den Menschen geboren, ein Kind, das mehr werden sollte als sein Erzeuger gewesen ist. Der Mensch, die Krone der Schöpfung — aber nicht als Krone geschaffen und der Natur aufgesetzt, sondern aus ihr gekommen

wie der Baum aus der Erde, wie die Blüte aus dem Baum, wie die Frucht aus der Blüte kommt. Und darum der Mensch die Krone der Schöpfung, darum das Kind mehr als sein Erzeuger, weil in ihm die Welt zum Selbstbewußtsein gelangt, zur Persönlichkeit.

Ist dem aber so, dann wird der Geborene rückwärtsschauend sich nicht als ein zufälliges Erzeugnis seiner Mutter ansehen, sondern sagen müssen: Du hast mich erzeugen wollen. Wohl ein dumpfes, unbewußtes Wollen. Aber wenn in mir zu dem Willen das Bewußtsein hinzukommt, dann muß der Wille schon irgendwie in der Mutter gewesen sein. Denn im Wesen der Entwicklung liegt es begründet, daß sie nicht mit einemmal eine Vielheit neuer Organe zugleich zeitigt. Sie schafft ein Organ nach dem anderen auf immer neuen Stufen. Und die nächste Stufe konnte nur die sein, daß das Eine neue Organ wurde: der Verstand, der bewußte Wille aus dem instinktiven Willen.

Das also entnehmen wir als wichtiges Moment aus der Weltbeseelungstheorie: Die Natur, die den Menschen hervorbrachte, hatte die Tendenz, ihn hervorzubringen, sie hatte die Sehnsucht nach Persönlichkeit. Diese Sehnsucht schuf das logische Wesen, das zum erstenmal von allen Kreaturen sich bewußt wurde: Ich bin.

Wie seltsam! Hier fällt mir der Ausspruch eines Mannes ein, der nicht zu den Modernen gerechnet wird, der vielmehr eine altmodische Weltanschauung hatte. Er aber warf unter der Fülle seiner Gedanken wie beiläufig auch den hin: „Wir wissen, daß die ganze

Schöpfung sich mit uns sehnet und in Wehen liegt bis jetzt. Das sehnsüchtige Ausschauen der Schöpfung wartet auf die Offenbarung der Söhne Gottes. (Brief Pauli an die Römer 8, 22. 19.) Er hat den modernen Gedanken vorweggenommen: Menschwerdung ist Persönlichkeitswerdung der Natur.

Und wer diese Betrachtung nicht mitmachen will: es gibt keinen Menschen, sei er Idealist, sei er Materialist, der nicht ganz unbefangen die Welt beseelt. Überall legt er seinen Geist hinein, überall in der Natur findet er verwandtes Leben. Und so schafft diese seine mythologische Weltbetrachtung eine Sehnsucht nach Persönlichkeit in die Natur hinein. Will er dann dieses sein künstlerisches unmittelbares Verfahren der Lüge zeihen, wenn er mit der Brille der Wissenschaft die Dinge betrachtet?

Der Mensch als logisches Wesen seiner Mutter überlegen, die ihn gebar, aber doch ihr nicht unähnlich. Er ist nicht sofort der homo sapiens, das denkende Geschöpf im Vollsinne des Wortes, das mit allen Kräften der Logik gewaffnet aus der unbewußten Natur entspringt, wie Athene aus dem Haupt ihres Vaters. Wie der Mensch aus der Natur kam, so blieb er auch zunächst ein Naturwesen, ein Triebleben führend wie seine Umgebung, nur mit dem Unterschied, daß als Regulator des Trieblebens an Stelle des Instinkts ein Element der Intelligenz trat — allmählich trat. Denn die Natur macht keine Sprünge, höchstens Schritte. Immerhin, weil dieses Element prinzipiell seine Trennung von der Natur herbeiführte, so ist der Augen-

blick da, wo eine neue Stufe der Weltschöpfung einsetzt.

Das Interesse gilt von nun an der Entfaltung des Menschenwesens. So wertvoll eine Aufhellung unserer Vergangenheit durch eine Erforschung der Vorstufen des Menschen sein mag, für die Sache, die uns unmittelbar angeht: wie es mit uns selber wird, hat die Naturforschung nur archäologischen Wert.

Der Weg, den die Menschheit von ihrer Geburt bis heut gegangen ist, wird in seinen einzelnen Etappen schwer zu übersehen sein. So viel aber kann gesagt werden: In der Ausbildung des Elementes der Intelligenz hat die nächste Periode ihre Aufgabe gefunden. Der Mensch hat im Kampf mit der Natur sein neues Organ weiter vervollkommnet. Aus den ganz praktischen Motiven der Selbsterhaltung ist das zunächst geschehen. Aber wenn daneben kein Zweifel sein kann, daß auch das theoretische Interesse an den Dingen der Umgebung erwachte, so wird daraus zu schließen sein, daß ein inneres Motiv vorhanden ist: Die Sehnsucht nach Persönlichkeit wirkte weiter. Sie brachte den Verstand zu allseitiger Bewegungsfähigkeit und Brauchbarkeit.

Er erfuhr die entscheidendste und ausgiebigste Ausbildung, weil er am frühesten und am meisten in Gebrauch genommen werden mußte. Und so ist es denn gekommen, daß er einer oberflächlichen Betrachtung als das wesentliche Unterscheidungsmerkmal des Men-

schen vom Tiere erscheint, weil er das hervorstechendste ist. Dabei wird dann gründlich übersehen, daß in der Beziehung zur Natur die primitivste Tätigkeit des Menschenwesens besteht.

Schon auf den unteren Stufen kann sie nicht die alleinige gewesen sein. Wir können freilich nicht den Moment bestimmen, wann es geschah, aber einmal — und mag dieses Einmal auch eine ganze Entwicklungsperiode umfassen — fing es an, daß der Mensch aus seiner natürlichen Beziehung zu der Gesamtumgebung die bewußte Beziehung zum Mitmenschen als eine besondere herausstellte. In dieser neuen Beziehung erhob er sich auf eine neue Stufe: Er wurde zum politischen Geschöpf. Dem: „Ich bin" gesellte sich das andere bei: „Du bist."

Das ist nicht im Sinne des Gegensatzes zu verstehen. Zunächst prävalierte durchaus das Gattungsbewußtsein und der einzelne ging in der Gesamtheit unter, wie er vorzeiten in der Gesamtheit der Natur ohne Eigenleben gewesen war. Daneben aber muß es immer einzelne gegeben haben, die über die Gattung als Senioren oder Häuptlinge hinausragten, wie schon die Analogie mit der Tierwelt nahelegt, wo dieselbe Erscheinung in den Herden und Rudeln zu beobachten ist. Diese Auszeichnung kam nicht bloß äußerlich in einer besonderen Wertschätzung von seiten der anderen, sondern auch innerlich in dem eigenen Besitz eines gewissen Selbstgefühls zum Ausdruck.

Sobald nun die Sehnsucht nach Persönlichkeit, genährt an dem Vorbild dieser Einzelnen, eine Ausbrei-

tung dieses Selbstgefühls auch in der Masse der anderen verursachte, wurde aus einer Beziehung des Menschen zum Menschen eine Unterscheidung des Menschen von seinesgleichen. Er lernte sich als Individuum erfassen, in der Gesamtheit lernte er sich als Einzelpersönlichkeit taxieren.

Wollen wir das bisher Gesagte auf einen kurzen Ausdruck bringen, so müssen wir es dahin zusammenfassen: der Mensch hat den Übergang vom natürlichen zum geschichtlichen Dasein vollzogen. Denn durch die Geschichte hindurch entwickelt sich der Mensch vom Naturwesen zum Geisteswesen. Ja, in der Geschichte wird erst recht das, was wir Persönlichkeit nennen. Es ist ein feiner Zug in den Sagen und Märchen, daß die darin auftretenden Naturwesen so oft mit der Sehnsucht zum Menschen, zum menschlichen Dasein ausgestattet werden. Begeistete Naturwesen sind noch keine Persönlichkeiten, weil sie geschichtslos sind.

Aber sie sind es auch aus einem anderen Grunde nicht. Sie leben nach der Darstellung der Volksphantasie jenseits von Gut und Böse. Das hängt dann wieder damit zusammen, daß sie keine Geschichte haben. Denn erst im geschichtlichen Leben bildet sich das, was wir Gewissen nennen. Und erst das Gewissen macht den Menschen zur Persönlichkeit im Vollsinn des Wortes. Das ist also die höchste Form der Persönlichkeit, daß sie *ethische Persönlichkeit* ist.

Auf allen Stufen bietet sich als Triebkraft der Entwicklung die Sehnsucht nach Persönlichkeit dar. Auf allen Stufen wird das Ziel erreicht. Aber kaum,

daß es erreicht ist, da wird es auch schon als ein nur vorläufiger Abschluß erkannt, hinter dem sich ein neuer Weg zu neuem Ziel auftut. Die Sehnsucht nach Persönlichkeit läßt nicht nach, weil auf jeder Stufe sofort die Vorstellung vom Inhalt dessen, was Persönlichkeit ist, sich erweitert und vertieft und so der Zweck des Lebens wieder in die unerreichte Ferne gerückt wird. Die Persönlichkeit wird immer aus einem Besitz zu einem neuen Ziel, aus einem verwirklichten Leben zu einem Ideal. So kann die Entwicklung niemals abschließen, sondern geht weiter. Das liegt ja auch im Wesen der Entwicklung.

Aber muß es dann nicht bis ins Unendliche weitergehen? Oder muß es einmal ein Halt geben, ein Haben und Sein, darüber hinaus es keine Möglichkeit mehr gibt? Diese Frage zu beantworten gibt es auch keine Möglichkeit, so lange wir immer die letzte Stufe noch nicht völlig erreicht haben. Denn erst von ihrer Höhe aus bietet sich die Möglichkeit des Ausblicks in das, was da kommen wird. Und, so weit unsere Erfahrung reicht: Persönlichkeit ist keine fertige Größe. Sie bedeutet kein Sein, sondern ein Werden, gegen anderes, aber nicht in sich abgeschlossen, ein Werden in einer bestimmten Richtung. Mehr vermögen wir nicht zu sagen.

So sind wir denn Schritt für Schritt bis in die Gegenwart vorgedrungen und befinden uns in dem Zustand, wie er heute ist.

Nun sind ihrer in der Tat nicht wenig, die sind auf ihr erreichtes Menschsein so stolz, daß sie sich auf

ihrer Höhe wohl genug fühlen und nicht höher hinauf wollen. Und auch eine theoretische Betrachtung der Sache gibt es, die inkonsequent ihr Prinzip auf die Seite legt und mit ihrer Verbohrtheit in die Erforschung des bisherigen Weges und des gewonnenen Zustandes die Augen verschließt vor der Tatsache einer Weiterentwicklung über das Gewonnene hinaus. Aber unser ganzes unmittelbares Interesse kann doch nur dem gelten, was nun weiter werden soll. Daran sind wir mit unserem innersten eigenen Leben beteiligt. Wir müssen dem Kommenden, dem Neuen entgegenschauen. Unsere Sehnsucht nach Persönlichkeit — die doch nicht bloß ein immanentes Prinzip der Gesamtentwicklung, sondern die in uns selbst als den einzelnen Seelen, den Trägern der Entwicklung, lebendig ist — sie ist keineswegs gestillt, mögen wir auch viel weiter sein und viel mehr erreicht haben als unsere Vormenschen. Was liegt uns im Grunde an dem, was da war! Und der Stolz auf die Höhenerklimmung, die wir hinter uns haben, kann niemand froh machen, so lange er die volle Freiheit der Persönlichkeit, ihre volle Entfaltung und Ausbildung nicht in Aussicht hat.

Etwas nun gibt es, das stärkt uns in der Hoffnung, daß es weitergeht. Seht, es fängt an sich in den unteren Schichten zu regen. Die unteren Schichten fangen an, nach oben zu drängen. Und wenn das geschieht, dann wird auch auf den Höhen zum Weitermarsch geblasen.

Die unteren Schichten — ja, sie sind noch in unsrer Mitte, die unteren Stufen des Menschseins. Keine Stufe

ist ganz überwunden. Immer nur in einzelnen ist die Weltschöpfung weitergegangen und immer ist das Gros zurückgeblieben auf dem von ihnen verlassenen Niveau.

Aber nun regt sich's auf den unteren Stufen und es ist eine Lust zu leben, wenn auch da die Geister sich regen, wenn auch da der Werdetrieb erwacht.

Was ich meine?

Es geht durch den festgefugten Aufbau der Gesellschaft eine auflösende Tendenz. Die Volksmasse, bisher vielleicht nur an einzelnen Punkten einmal rebellisch, fängt an sich allenthalben zu bewegen. Sie will nicht mehr bloß gedrückt sein. Sie will frei werden. Sie fordert ihren Anteil am Leben und ihr Recht in der Welt. Es ist kein Zweifel: die alten patriarchalischen Zustände sind im Schwinden, sind eigentlich schon verschwunden. Die Autorität imponiert nicht mehr. Der Respekt geht verloren. Das aufwachsende Geschlecht ist unbotmäßig. Die Pietät gegen das Gewordene wird verlacht. Man emanzipiert sich von den überkommenen Formen in Staat und Kirche. Die Unterwerfung unter Gesetze und Erlasse geschieht mit Murren und Widerwillen.

Und nun kommen die Hüter von Gesetz und Recht und konstatieren feierlichst in dem allen eine Untergrabung der Gesellschaft und rufen nach Polizei und Militär. Und die Hüter von Religion und Sittlichkeit ringen die Hände und klagen über die Verderbtheit der Zeit und die Verworfenheit der Menschen und wissen nichts Besseres zu sagen als dies: Der Anfang vom Ende ist da.

Wo ist denn mit einemmal etwa in unserem Vaterland der Glaube an das deutsche Gemüt und an die Zukunft des deutschen Volkes, von dem man sonst so schöne Lieder zu singen weiß? Daß doch die Vertreter weltlicher und geistlicher Ordnung von jeher die Volksseele verkennen!

Es gärt in ihren Tiefen. Der junge Most gebärdet sich wild und ungestüm. Er droht die Faßbänder zu zersprengen. Aber wir warten auf den klaren, edlen Wein. Es ist richtig: Manche Hefe gärt heraus, und die tierische Natur des Menschen bricht hier und dort hervor.

Aber dem, der an eine Evolution der Welt glaubt, begegnet in alle dem nichts Unerwartetes. Der Feind, der überwunden werden soll, zeigt noch einmal seine Macht. Aber das beweist nur, daß er seine Überwindung nahen fühlt. Des wollen wir froh sein. Wir wollen uns freuen, daß wir es miterleben dürfen, diesen Anfang einer Emporentwicklung der unteren Schichten, nicht bloß in ihrer äußeren Lebenshaltung — das interessiert uns hier nicht — sondern in ihrem inneren Leben. Die Geister des Volkes regen sich. Die Menschen besinnen sich auf ihre Eigenart und ihre Bestimmung. Das Individuum wacht auf.

Wohl ein ungefüges Erwachen wie nach langem Schlafe. Mit Armen und Beinen schlägt es um sich. Aber es ist umsonst, daß ihr wieder von außen aufzwingen wollt Autorität und Respekt und Pietät. Autorität und Respekt und Pietät in allen Ehren! Aber nicht als Zwang. Darum, was unserem Geschlechte

nottut, das ist etwas gans Anderes; etwas, das sieht fast aus wie das Gegenteil, das ist: die Besinnung auf sich selbst und die Achtung vor sich selbst, die Autorität der eigenen Person, der Respekt vor dem eigenen Menschentum, die Pietät gegen die eigene Seele.

Es handelt sich in der ganzen Erscheinung — und hier wollen wir sie einmal mit dem landläufigen Namen nennen: in der Erscheinung des Sozialismus doch immer nicht um die Masse, sondern um den Einzelnen. Nur aus dem Individualismus wächst der Sozialismus. Weil der Einzelne empor will, entsteht eine Emporbewegung der Vielen. Nur in der Gemeinschaft kann das Individuum sich durchsetzen. Allein bliebe es stumpf und dumpf, ein träges Tierleben führend. Aber sobald es sich fühlt als Glied der Gesamtheit, sobald der allgemeine Trieb des Ganzen in ihm zum besonderen Willen wird, wird es einzelner, wird es Persönlichkeit. Auch hier klingt aus dem Gesamtgeläut klar und siegreich die Glocke heraus, die die Umschrift trägt: Der Einzelne, der Einzelne! Darum wird der Sozialismus nie siegen, weil immer der Individualismus in ihm siegen will.

Die Sehnsucht nach Persönlichkeit bricht endlich, endlich durch auch in den unteren Schichten. Und wen, der ein heiliges Interesse an der Menschenseele hat, sollte es nicht freuen? Wer wollte es nicht grüßen dieses Anzeichen dafür, daß es keinen Stillstand im Weltwerden gibt, daß die Schöpfung weitergeht!

Aber wenn es von unten nach oben drängt, dann muß es auf den Höhen weiterdrängen. Und es tritt deutlich zu Tage auf der oberen Schicht — unten und oben immer nicht für gesellschaftliche Standesunterschiede, sondern für Stufen des inneren Lebens gebraucht.

Auf den oberen Schichten arbeitet man an der Ausbildung und Vervollkommnung der ethischen Persönlichkeit. Mitten in diese Arbeit hinein hat wider die überlieferte Ethik Nietzsche das starke Wort von der Herrenmoral gerufen. Gegen die christliche Moral hat er das antike hellenische Ideal gesetzt. Die christliche Moral ist ihm nur eine Episode der Entwicklung, die den Sklavenaufstand in der Moral umfaßt, eine Episode, die er wieder ausschalten will durch die Verkündigung der Herrenmoral.

So sieht er die Sache an. Es gibt auch einen anderen Standpunkt der Betrachtung, von dem aus das Christentum als der Fortschritt gewertet wird gegenüber dem ethischen Ideal der Antike. Wonach dann die Anknüpfung an sie über die christliche Episode hinweg als ein Rückschritt zu beurteilen wäre.

Das Recht dieses Urteils wird freilich von denen schlecht vertreten, die wenig christlich den Wert der gegnerischen Aufstellung mit der Anklage auf Wahnsinn meinen abtun zu können. Sie vergessen in dem Bewußtsein der beati possidentes, daß neue Wahrheiten und gerade neue Lebenswahrheiten ihren Entdeckern und Verkündigern mehr als einmal das Leben gekostet haben: das geistige oder moralische oder physische. Sie übersehen, daß sie den „Antichrist“ nur in die

gleiche Verdammnis bringen wie den „Christ“, über den auch das Urteil gesprochen wurde: „Er ist von Sinnen.“ Worüber man im Evangelium Marci am dritten nachlesen möge. Und endlich, weil sie sich mit der bloßen Tatsache des Wahnsinns als schlagender Widerlegung des Gegners zufrieden erklären, denken sie nicht daran, den eigentlichen und letzten Ursachen dieses Wahnsinns nachzugehen. Die aber liegen, wie mich dünkt, in einem ungelösten Konflikt in Nietzsches innerem Wesen.

Alle großen Naturen haben darin ihre Größe, daß sie das Bestehende neutralisieren und in ihrer Person einen neuen Beitrag zur Weltschöpfung geben. Nietzsche hat das mit Bewußtsein und Absicht tun wollen. Er hat es getan mit einer so engen Einstellung des Gesichtswinkels und Anwendung auf sich selbst, daß es sich nicht als eine freie, naturgemäße, unwillkürliche Konsequenz ergab. Um es zu erreichen, hat er sich gewaltsam über seine wirkliche Bedeutung hinaus hinaufgeschraubt. Er unternahm es, sich zu einem Größeren zu machen als er in der Tat war. Er suchte sich noch immer über sich selbst hinauszusteigern. Er wollte sein Menschentum zum Übermenschentum zaubern. An dieser unnatürlichen Methode ist er zu Grunde gegangen. Von hier aus versteht man sein forciertes und überschraubtes Gebaren als Unnatur und ist in den Stand gesetzt, die wirkliche Höhenlage seines Wesens festzustellen. Dabei aber springt dann die Einsicht heraus, daß dieses gewaltsame Verfahren nichts Anderes ist als der Ausdruck eines vorhandenen, aber

nicht eingestandenen Mangels seines Wesens: Es fehlte ihm etwas, was er haben wollte. So ist es schließlich der Ausdruck eines tiefen Sehnens. Er will freilich keine Sehnsuchtsnatur sein. Aber je mehr er das unter dem üppigen und grotesken Feuerwerk seines Geistes versteckt, desto mehr schimmert es durch. Er überschreit sein Sehnen. Aber dem mitfühlenden und feiner hörenden Psychologen kann er den Grundton seines Wesens nicht übertönen: Es ist der Klang der Sehnsucht, der Sehnsucht nach Persönlichkeit. Gerade all die vielen Disharmonieen in seinen Seelenäußerungen offenbaren das Drängen nach ihrer Auflösung in Harmonie.

Und Nietzsche ist typisch für unsere Zeit. Dieser Sehnsuchtsklang in seinem Wesen ist es, der den Widerhall erklärt, den seine Verkündigung gefunden hat. Es war ein Resonanzboden für seine Ideen vorhanden. Der erzeugte freilich dort keine reine Klangverstärkung, wo Nietzsche als eine Art philosophischer Rechtfertigung für niedrigen Hang und Auswirkung von Laster und Leidenschaft mißbraucht wird. Er war im Grunde eine vornehme, edle Natur und nur die können seine echten Jünger heißen, die von ihm das Ringen nach einer höheren Stufe des Menschseins ererbt haben. Nur Mißverständnis erblickt in ihm den Verkündiger einer Moral, die sich auf die Instinkte einer überwundenen tierischen Stufe der Menschheit aufbaut. Vielmehr bedeutet die Aufnahme Nietzsches als ein Bestandteil des Geisteslebens der besten unsrer Zeit nichts

Anderes als ein Symptom für die Existenz einer tiefen Sehnsucht nach Persönlichkeit.

Man will nicht länger einer von den Allzuvielen sein. Man will sich nicht länger wohl fühlen in dem allgemeinen Brei, daraus einzelne Blasen aufsteigen, um wieder zu zerplatzen. Man will sich nicht länger unter Gesetze und Lebensformen beugen nur darum, weil es alle tun. Man will sich nicht länger sagen lassen: Du bist nur um der Gemeinschaft willen da. Man will vielmehr ein Leben für sich selbst haben. Man will endlich seine Selbständigkeit und Eigenart zur Geltung bringen und in ihr sich ausleben. Man will sich nicht bloß von der Welt gebrauchen lassen, sondern will sich selbst eine Welt schaffen. Man will nicht mehr bloß Knecht, sondern endlich einmal Herr sein. Man will endlich, endlich frei werden. Man sehnt sich nach Persönlichkeit.

Und da entsteht nun die Frage: Geht dieser Wille zur Macht, diese Sehnsucht nach Persönlichkeit stracks wider das Christentum? Bedeutet das Christentum Vernichtung der Persönlichkeit?

Ohne Zweifel läuft darauf die Bedeutung des Christentums nach der Meinung einer großen Zahl seiner Vertreter hinaus. Aber schließlich haben wir es doch nicht mit seinen Vertretern, ja nicht einmal mit dem Christentum zu tun, sondern mit der Person seines Urhebers, mit Christus. Was sagt er selbst?

Aber auch das entscheidet noch nichts. Sondern entscheidend wird erst die Antwort auf die Frage: Was ist er selbst?

Und da wüßt' ich keine andere Antwort als die: Er ist eine Persönlichkeit.

Er ist so sehr Persönlichkeit, daß kein andrer ihm an die Seite gestellt werden kann. Als etwas Eigenartiges, Einzigartiges steht er vor uns. Jesus war immer er selbst. Er ließ sich nie von anderen vorschreiben, was er zu tun hätte, er ließ sich nie von anderen lehren, was er zu glauben hätte. Sonst hätte er sein ethisches Verhalten abgeguckt von den Virtuosen des Verhaltens, von den Pharisäern, sonst hätte er seine Gotteserkenntnis geholt von den Studierern und Kennern der Gottesoffenbarung, von den Schriftgelehrten. Er aber hat sich über die Satzungen der Pharisäer hinweggesetzt, er hat sich seiner persönlichen Gotteserkenntnis gerühmt. Er hat seines Wesens, seines Willens, seines Denkens gelebt. Daß er einfach so gelebt hat, wie er leben mußte, daß er einfach so gedacht hat, wie er es erkannt hatte, daß er einfach den Weg gegangen ist, den er als seinen Weg gefunden hatte — das macht ihn zur Persönlichkeit. In seiner Unabhängigkeit von Vergangenheit und Gegenwart und in seiner schöpferischen Einzigartigkeit hat er einen neuen Typus der Menschheit vorgebildet, eine weitere Stufe der Weltschöpfung erreicht.

Aber diese Stufe war lange vorbereitet. Ja, es ist, als hätte in ihrer Ausbildung der Mensch sich wieder auf seinen Ursprung besonnen. Schon frühe hatte das Organ angesetzt, mit dem der Mensch über die Beziehung zur sichtbaren Natur hinaus eine Verbindung mit den Mächten und Gewalten herstellte, die unsicht-

bar als der Weltgrund hinter den Dingen ihr Wesen haben: Das religiöse Organ.

Seine Entwicklung hatte Hemmung und Hindernis durch die Ausbildung der anderen Organe erfahren und erscheint infolgedessen zum Teil verkümmert oder unentwickelt genug. Aber so stark war seine Wachstümlichkeit, daß er nie verging. Immer wieder gab es Leute, in denen es mit unwiderstehlicher Kraftentfaltung alle anderen geistigen Anlagen zu verdrängen schien. Und sie stehen dann als die großen Persönlichkeiten in der Geschichte der Menschheit.

Ich wage daher dreierlei zu sagen:

Das religiöse Organ wurzelt in dem innersten Wesen des Menschen.

Und: Auf seine Ausbildung drängt alles im Menschen hin.

Endlich: Es schafft Persönlichkeit, schafft sie im ausgezeichnetsten Sinne des Wortes.

Was folgt daraus? Ich meine dies: Die Triebkraft der Weltentwicklung, ihr Anfang und, so weit unser Auge reicht, ihr letztes Ziel ist die Schaffung der religiösen Persönlichkeit.

Hier offenbart sich die ganze Tiefe und Höhe des Gedankens von der Sehnsucht nach Persönlichkeit.

Die Ausbildung der religiösen Persönlichkeit der Weltzweck — ich argwöhne, diese These bedarf der Sicherstellung gegen Mißverständnisse. Jedenfalls würde ich erschrecken vor einer solchen Auslegung meiner Worte, als wollte ich sagen: Durch eine immer massi-

gere Hineinpackung dessen, was so unter dem Namen Religion im Lande sein Wesen treibt, in seine innere Welt nähere sich der Mensch seiner Bestimmung und damit dem Weltzwecke.

Gerade die gebräuchliche Art christlicher Denkweise enthält einen krassen Dualismus zwischen dem Ziel, dem die Weltentwicklung zustrebt und dem, das der Gläubige für sich begehrt. Nicht daß sich beides in seiner Seele ausschließt oder nicht verträgt, aber es schließt sich eben nicht ein. Es klafft unbewußt auseinander. Das ganze weite All mit seinem tausendfältigen Leben und seinem Kräftereichtum, die ganze Kulturarbeit, Wissenschaft, Kunst, Technik — es erscheint da als ein Adiaphoron im Verhältnis zu der ewigen Seligkeit des Menschen im Jenseits. Der alte Gegensatz zwischen dem Schöpfergott und dem Erlösergott ist nicht überwunden.

Dem gegenüber steht das Bild einer einheitlichen Weltentwicklung, in der der Werdegang der Schöpfung die Welt zur Persönlichkeit entfaltet und damit zugleich sein Ziel erreicht. Und die Welt erlebt auf ihrer höchsten Stufe, im Menschen, darin die Erlösung, daß sie Persönlichkeit wird. Nicht die ewige Seligkeit, sondern die Vollendung des Menschen zur Größe der Persönlichkeit ist der Sinn der Schöpfungsgedanken Gottes.

Einst in äußerlicher Weise gefaßt als Schutz der Person und des leiblichen Lebens vor den unheilvollen Einflüssen böser Geister und den Schadenwirkungen der Naturmächte — bedurfte die Religion nur der Läuterung und Vertiefung aus Äußerlichkeit und Natür-

lichkeit in Geistigkeit und Innerlichkeit, um ihren Zweck zu behaupten: Sicherstellung und Entfaltungsmöglichkeit der Persönlichkeit. Der religiöse Trieb ist immer derselbe geblieben, nämlich eine Sehnsucht nach Persönlichkeit, nur daß von Stufe zu Stufe eine Reinigung, eine Vergeistigung und Verinnerlichung seines Inhalts geschah.

Ist aber das Ziel der Weltschöpfung die Vollkommenheit der menschlichen Persönlichkeit, wird dann nicht Gott als das Ziel der Welt außer Bedeutung gesetzt? Ist der religiöse Trieb Sehnsucht nach Persönlichkeit, wer will ihn dann dahin interpretieren, daß er zur Gemeinschaft mit Gott hinstrebe?

Wo die Tendenz eines menschlichen Willens wirklich auf das Werden der Persönlichkeit ging, da kam es zur Feindschaft wider Gott und zu seiner Leugnung, wie etwa bei Nietzsche, oder zur Unpersönlichkeitserklärung Gottes, wie etwa bei Maeterlinck, der sein letztes Werk mit den Worten beginnt: „Ich spreche im Namen derer, die nicht an das Dasein eines einzigen, allmächtigen und unfehlbaren Gottes glauben.“ Und wo das Ziel wirklich Gemeinschaft mit Gott war, da kam es zur Aufhebung der menschlichen Persönlichkeit, zu ihrem Untergang in Gott, wie in der Mystik und im Pantheismus.

Das scheint die Alternative zu sein, vor der wir stehen. Ich vergesse nicht den scheinbar leicht sich bietenden Ausweg, daß eine Gemeinschaft gerade das Vorhandensein zweier Persönlichkeiten voraussetze. Erst wenn Gott und Mensch sich als Persönlichkeiten gegen-

überstünden, könne von der Möglichkeit einer Gemeinschaft gesprochen werden. Aber in dem Angebote dieses Ausweges liegt diese doppelte Unterschätzung der in Betracht kommenden Größen:

Entweder eine Herabsetzung der Persönlichkeit Gottes: Wie klein müßte sie gedacht werden, wenn sie in ein Verhältnis zum Menschen treten soll, das als geistige Gemeinschaft eine Gleichwertigkeit beider Teile zur Voraussetzung hat. Dem gegenüber scheinen mir die Mystiker das richtigere religiöse Augenmaß zu besitzen.

Oder eine Herabsetzung der Persönlichkeit des Menschen: wie klein wird ihr Wert geschätzt, wenn sie nicht als Selbstzweck der Weltentwicklung, sondern nur als Mittel zum Zweck gewertet wird, der da Gott heißt. Es wäre das Bitterste, was die Sehnsucht nach Persönlichkeit an Enttäuschung erleben könnte, wenn sie nicht glauben dürfte an eine Erreichung des Zieles für sich selbst.

Aber vielleicht handelt es sich in der Religion gar nicht um Gott?

Die Frage mußte jetzt kommen. Und die Antwort? Sie wird ein Nein und wird doch ein Ja sein.

Religion ist gewiß Glaube an Gott. Und ich glaube an Gott und glaube gar an einen persönlichen Gott. Denn wenn Gott Geist und Leben ist: die höchste Form des Geistes und die höchste Form des Lebens kann nur persönlicher Geist, kann nur persönliches Leben sein. Wenn es anders wäre, so wäre die Sehnsucht nach Persönlichkeit nicht ein Trieb aufwärts, sondern

unterwärts oder seitwärts. Und in der Weltentwicklung zur Persönlichkeit wäre eine große Verirrung zu konstatieren. Aber je mehr ich glaube an einen persönlichen Gott, desto mehr muß ich glauben: Er will sich nicht selbst, er ist ganz Selbstlosigkeit. Er will, daß seine Geschöpfe etwas werden, und er hat sein heiliges Wohlgefallen daran, wenn sie etwas werden, so wie eine Mutter alles dransetzt, um ihre Kinder etwas werden zu lassen, und sie schaut still zu und findet ihre Freude und ihren Lebensinhalt darin, wenn sie es erreicht hat.

Das ist doch schließlich der Sinn des Evangeliums Jesu Christi, wenn es verkündigt: Gott will das Heil der Welt und tut alles zum Besten der Menschen. Und nun mögen die Ansichten verschieden sein über das, worin das Heil und das Beste besteht. Aber hier handelt es sich nicht um Ansichten, sondern um die tiefsten Bedürfnisse der Menschenseele. Und ihr hat Gott unzerstörbar eingepflanzt die Sehnsucht nach Persönlichkeit.

In dieser Sehnsucht empfindet sie nichts Widergöttliches, vielmehr weiß sie diesen Trieb als Gottes Mitgabe und, ihm nachzugeben, als die von ihm gestellte Aufgabe. Persönlichkeit wird der Mensch nicht in dem trägen Sichtragenlassen von dem Strome der Entwicklung, sondern nur in der tätigen Mitarbeit am Schöpfungswerke, in der Einsetzung aller Kräfte, die Vollkommenheit zu schaffen, in dem Ringen und Kämpfen um die Freiheit und Selbständigkeit der Seele, in dem Wollen und Vollbringen der Weltvollendung. Das

heißt dann Religion haben. Denn das heißt Einswerden mit dem Willen und Vollbringen der Schöpfungsabsichten Gottes.

Nicht allerlei Gedankengespinste in seinem Geiste tragen über Gott und Welt und Ewigkeit. Nicht allerlei theologischen Lehren und Dogmen der Kirchenväter sich unterwerfen. Nicht allerlei fromme Gefühle hegen und Erbauungsstunden erleben.

An Gott glauben das heißt nicht: Gott im Gedächtnis haben, das heißt viel eher: Gott vergessen. Als wüßte man nichts von ihm. Was können wir denn von Gott wissen? Ist Gott etwa Gegenstand menschlicher Untersuchung und Erforschung? An Gott glauben, das heißt stark werden am eigenen Menschen, das Werk der Persönlichkeit zu vollenden.

Dann wird man spürbar merken: Es geht vorwärts. Ungeahnte Kräfte dringen herein, unbekannte Geister drängen herzu, neues Leben quillt auf. Göttliche Kräfte, göttliche Geister, göttliches Leben. Denn Gottes Kräfte wirken in der Welt, Gottes Leben flutet durch die Welt, Gottes Geist weht in ihr. Aus Gottes Geist kommt sie, auf Gottes Leben ruht sie, durch Gottes Kräfte wird sie. Und der Schwimmer fühlt es, der in der Flut schwimmt, und der Schiffer merkt es, der seine Segel schwellen läßt, und der Schmied spürt es, der den Hammer schwingt und schmiedet an der Weltvollendung.

Gott ist Leben und Geist. Im Leben ist er zu finden und im Geist ist er gegenwärtig, in Persönlichkeiten ist er da. In allen weltschaffenden Menschen

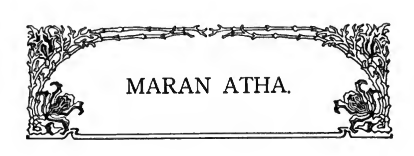
schafft er, in allen für den Übergang und Aufwärtsgang leidenden Menschen leidet er, in allen Bildnern und Märtyrern ist er. So hat er sich in Christus offenbart und in ihm eine neue Schöpfungsphase heraufgeführt.

Nun sind wir entnommen dem natürlichen Wesen. Wir sind nicht mehr unterworfen dem Kreislauf der Natur. Wir tauchen nicht auf aus dem Strom, um wieder zurückzusinken. Wir sind über das All hinausgewachsen. Wir sind seine Krone geworden. Es gibt kein Vergehen der Persönlichkeit, nur noch ein Werden. Es ist nicht zu fürchten, daß wir einbrechen in die dünne Decke, die uns von dem Abgrund des ewigen Todes trennt. Es geht nicht aus ewiger Nacht in ewige Nacht, es geht aus ewiger Nacht ins ewige Licht.

Wie das sein wird, wir wissen es nicht. Wir wissen nicht, was noch werden wird. Aber die Sehnsucht nach Persönlichkeit bleibt und sie trügt nicht und sie sagt es uns: Ihr werdet sein. Ihr seid noch nicht am Ende. Ihr seid noch nicht vollendet. Ihr steht noch erst wie am Anfang. Das Beste und Größte habt ihr noch nicht erreicht. Das Beste und Größte wartet eurer noch. Ihr sollt vollkommen sein gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist.

Sehnsucht nach Persönlichkeit — heilige Gottesgabe, Anfängerin und Vollenderin der Welt, Bildnerin und Mehrerin meines Lebens! Du gebierst dem göttlichen Schöpfer Kinder wie Tau aus der Morgenröte.

Friedrich Daab.



MARAN ATHA.

Zeiten, in denen etwas Neues geboren werden soll, sind immer Zeiten der Unruhe und der Sehnsucht. Und darum machen solche Zeiten auch oft den Eindruck des Niederganges, während doch dem Auge dessen, der sehen kann, überall hinter dem dürren Laub vom vorigen Sommer die braunen, schwellenden Knospen des kommenden Frühlings sichtbar sind. Denn in solchen Zeiten sind die Menschen ihres Treibens müde geworden; sie mögen nicht mehr tun, was die Väter taten. Und einige werden überhaupt müde. Müde und matt. Darum sehen Zeiten, die das Große in sich tragen, aus wie Zeiten der Decadence. Die Sehnsucht und die Unruhe machen die Menschen seltsam und fahrig, suchend und süchtig, lebens- und sterbenssüchtig, treiben sie hinein in die wilden Vergessenheiten der Leidenschaften oder hinaus in die Einsamkeit der Wüste, in die Entbehrung der Askese, in die Reinheit und Einfachheit einer geglaubten oder erdichteten Natur, machen sie ruhelos in reformierender Arbeit, oder arbeitslos in grübelndem Suchen nach der großen Lösung, die alles neu machen soll. Zeiten sind es, in denen Massen sich zusammentürmen zu gemeinsamem Handeln, und in

denen gleichzeitig wieder die grellsten Gegensätze der Individuen, die stärksten Empörungen gegen die Gesellschaft auftreten und die einsamsten Menschen wachsen.

Schon mehr als einmal haben Völker und größere Kultureinheiten solche Zeiten durchzumachen gehabt, und immer war es eine höhere Stufe des Lebens, die sie dann zu ersteigen im Begriff waren.

Auch unsere Zeit ist eine solche Zeit der Unruhe und der Sehnsucht, des Müdeseins und der Hoffnung. Und wo der eine nur Zeichen des Verfalls und der Überkultur sieht, da sieht des andern frühlingsfrohes Auge die Keime des Neuen, und sein Ohr hört das Rauschen des Sturmes, der dem jungen Leben, das zutage will, Luft schaffen wird.

Es ist noch nicht lange her, da machte das Geschlecht, das in Deutschland nach dem Kriege aufgewachsen war, nach der Literatur, die es schuf, den Eindruck, als wolle es im Zweifel und in der Müdigkeit versinken. Man sah keine Ziele, und es gab nichts Heiliges für diese Jugend. Sie lebten ein Leben ohne Ehrfurcht. Denn das letzte, vor dem der Mensch Ehrfurcht haben kann, hatten sie der Skepsis und den kleinen Lüsten dahingegeben: ihre eigene Seele. Sie waren sich nur ein Bündel von Leidenschaften und Schmerzen, und so wurden sie allerdings sich und andern eine Last, nichts weiter. Das ist nun anders geworden. Die Zeit des Suchens und der Sehnsucht ist wieder gekommen, man will wieder glauben, man beginnt wieder zu ahnen, daß Ehrfurcht den Menschen

adelt, daß ewige Ziele hinter dem Treiben und Tun des Tages liegen, die den Menschen erheben.

Das Christentum hat in dieser Zeit eine besondere Verheißung. Denn die ernsten und wahrhaftigen Christen sind von derselben Unruhe und derselben Sehnsucht ergriffen. Auch das Christentum schickt sich an, eine neue Stufe seines Lebens zu ersteigen. Nicht von heute ist dieses Aufsteigen und nicht von gestern; es kommt von Luther her und vollzieht sich seit der Aufklärungszeit, seit Kant und Goethe, unbesieglich weiter. Und dieses Aufsteigen heißt: Überwindung des Polytheismus.

Polytheismus, ein Wort, das den meisten Menschen nicht viel mehr ist als ein vager Gedanke an Baal und Moloch, an Zeus und Athena, an Wodan und Freia. Sind sie nicht alle überwunden und dahin? Und lachen wir nicht über die Schrullen einiger Wodansanbeter, die wir auch unter den Propheten unserer gegenwärtigen Wirrnis haben? Aber manche wissen auch mehr. Es gibt ein Buch über das Heidentum in der katholischen Kirche, welches den Finger auf manche Heiligengestalt und auf manchen heiligen Brauch legt und uns zeigt, wie sich unter all dem nichts anderes birgt als der alte heidnische Gott, seine Feste und seine Zeremonien. Man versteht auch, daß es der Polytheismus war, dem Luther, Zwingli und Calvin ein Ende gemacht haben. Ein Ende freilich nur für den fortgeschrittensten, die Entwicklung tragenden Teil der europäischen Menschheit; die andern, aber deutlich auf allen Gebieten zurückbleibenden Millionen beten

allerdings auch heute noch zu ihren Sondergöttern, zu dem einen um Bewahrung vor Feuersbrunst, zu den andern gegen Wassersnot und Viehsterben, gegen Zahnschmerzen und Gliederreißen. Es gibt sogar viele, auch in der evangelischen Kirche, welche meinen, daß das „Volk" diesen Polytheismus niemals verlieren werde, daß er auch gut und heilsam sei und daß man nichts dawider haben dürfe, wenn dem Volke nur „die Religion" erhalten bleibe.

Aber auch für einen feineren, nicht politisch, sondern human und künstlerisch empfindenden Menschen hat dieses kirchliche Heidentum einen ergreifenden Reiz und entzückende Schönheiten. Du wanderst an einem wundervollen Sommertage durch die Eifel. Dein Auge ruht entzückt auf Wald und Feld, dein Herz jubelt: Ich selber kann und mag nicht ruh'n, des großen Gottes großes Tun erweckt mir Herz und Sinnen! Und siehe, kaum hast du so bezeugt, daß dir hier die Gottheit näher ist als draußen im Lärm der Stadt, so siehst du mit einem Male am Waldesrand auf der heiligen Säule das Bild der Mutter mit dem Kinde. Hier haben gewiß schon seit Jahrtausenden Menschen gestanden und der Hauch der Gottheit wehte sie an. Hier haben sie gebetet zu der gütigen Mutter der Menschen, zu der Gottheit ihrer Heimatflur, viel Jahrhunderte eher, als Maria und das Jesuskind nach dem Rhein gewandert waren. Und so beten sie noch heute. Du siehst die Blumenopfer, die Kinderhände der Maienkönigin gebracht haben; sie hat empfangen von dem Segen, den sie selber gab, treue Menschenliebe hat es ihr vergolten

und sie zu ihrem großen Feste geschmückt. Ist das nicht schön? Und ist es nicht auch wahr? Ist nicht auch das Götterbild, ja der Fetisch ein Stück Offenbarung Gottes? Warum zum Bilderstürmer werden?

Und wenn du des Nachts heruntersteigst durch das dunkle Tal, in dem die schimmernden Nebel ziehen, da grüßt dich zuerst, ehe du ans Städtchen kommst und die Lichter siehst, ein breiter Streifen goldenen Lichtes aus der kleinen Marienkapelle am Wege. Weit und breit kein Mensch, und doch haben hier freundliche und treue Hände der Mutter Gottes das Haus geschmückt und dem müden Wanderer einen hellen Gruß wie aus Menschenaugen entgegengeschickt, das Tal hinauf. Ist das nicht schön? Ist das nicht eine echte Tat menschlicher Liebe? Es hätte freilich auch „dies Geld können den Armen gegeben werden", denkt vielleicht protestantische Strenge; aber menschlich und freundlich, herzerquickend mehr als alles ist dies kleine Licht am Wege.

Und wenn sie in feierlicher Prozession durch die Straßen der großen Stadt oder den Berg hinab ins Rheintal ziehen, wie unsere Vorfahren vor Jahrtausenden, ehe Abraham und Isaak und Jakob, Christus und Maria hier genannt wurden, dann schaue nicht auf die stumpfsinnig plappernden und murmelnden Alten, aber siehe die kleinen blondlockigen Mädchen in weißen Kleidern mit den schlanken Lilienstengeln in den Händen, ein heiliger Frühling Gottes; schaue der Eltern Freude und Stolz und der Kleinen glückliche Augen: willst du das gegen einen Kindergottesdienst in steifem, weiß-

getünchtem Saale mit dem ewig wiederholten Text von Jakob und Esau, von Eli und Samuel vertauschen?

Hätten wir nicht viel zu lernen von dem „Polytheismus" der „Schwesterkirche"? Sollen wir noch gedankenbleicher und symbolärmer werden, sollen uns die Geheimnisse, in denen wir wandern, die uns die Religion ahnen läßt und in gewaltigen Bildern vor die Seele malt, noch mit mehr Vernunft und mit Systemen verwachsen, deren Wahrheit nicht größer ist als die der Symbole?

Aber warum ist denn all dies Schöne, Liebliche und zu Herzen Dringende gefallen? Warum haben unsere Vorfahren Gut und Blut geopfert, um davon loszukommen? War es wirklich bloß, was Schiller singt, unserer nordischen Seele Herbe und Sinnenkälte?

> Alle seine Blüten sind gefallen
> Von des Nordens schauerlichem Weh'n,
> Einen zu bereichern unter allen,
> Mußte diese Götterwelt vergeh'n.

Nein, es war etwas viel Größeres, was diese schöne Götterwelt zerstört hat: es war die Sehnsucht des Menschenherzens nach Gewißheit Gottes, und es war das Gewissen, das sich, wie einst gegen die alten Götter, so nun gegen die Götter des Katholizismus empörte.

Auf der untersten Stufe seiner Religion, wo der Mensch die Geister seiner Ahnen oder die Lebensgeister in Feld und Quelle, in Baum und Berg, in Mond und Sonne, in Wind und Wolken anbetet, steht er mit seiner Gottheit in dem ganz einfachen Verhältnis der Wieder-

vergeltung. Er bringt ihr seine Gaben, und sie gibt ihm dafür die ihren. Er bringt ihr sein Herz, und sie schenkt ihm dafür die Ekstase. Er gibt ihr Blut und Öl, und sie gestattet ihm dafür, indem er sich mit Blut und Öl bestreicht, an ihrer Herrlichkeit und ihrem übermächtigen Leben teilzunehmen. Er betet zu ihr und sie gibt ihm ihren Namen oder die rechte Formel kund, mit denen man sie immer rufen kann. Opfer, Offenbarung, Sakrament und Gebet: alles ist schon vorhanden, aber noch steht der Mensch seiner Gottheit fast gleich und er hat sie fast ebenso in der Hand wie sie ihn.

Hören wir das Gebet eines Menschen auf dieser Stufe unserer Entwicklung aus Homers Ilias (1, 37. 39—41):

Höre mich, Gott, der du Chrysa mit silbernem Bogen umwandelst
Smintheus! Hab' ich dir einst den gefälligen Tempel gedecket?
Oder hab' ich dir je von erlesenen Farren und Ziegen
Fette Schenkel verbrannt; so gewähre mir dieses Verlangen!

Wenn die Menschen tiefer werden, hört dieser Götterglaube auf. Freilich, er erhält sich in den untersten Schichten des Volkes noch lange. Mag die katholische Kirche immer wieder lehren, ihre Heiligenverehrung sei nicht so gemeint: das Volk betet immer wieder so zu den Heiligen, daß es sich um Geben und Nehmen handelt wie um diese Maria und um jenen Märtyrer. Aber in den die Entwicklung tragenden Individuen und Schichten beginnt bereits im Polytheismus

eine Entwicklung zu höheren Gottesvorstellungen. Die Götter wachsen über die Wiedervergeltung hinaus, werden Götter des Staates, des Gesetzes, der Gerechtigkeit, machtvolle Könige, ihren Stellvertreter und „Söhnen", die auf Erden herrschen, gleich; ihren Willen zu tun ist Frömmigkeit, ihrem Gesetz zu gehorchen Sittlichkeit. Zum Lohn dafür erhält man von ihnen die Güter, die sie zu geben haben: Glück des Staates, des Vaterlandes und der Bürger. Es ist die Stufe der Menschheit, auf der Staat und Gesetz ihre Wunderkraft empfangen. Die Gottheit, die dem Menschen vergilt nach seinen Werken, tritt jetzt hervor: nicht nur die großen Staatsgötter des Polytheismus, auch der Jahve des Judentums, der Gott der Pharisäer, ist ein solcher Gott.

Götter sind es, gut für brave und ehrbare Staatsbürger, deren Gewissen darauf eingerichtet ist, auch einmal fünf gerade sein und den Zweck die Mittel heiligen zu lassen, für Durchschnittsmenschen, die das Gefühl haben wollen, daß sie es sich etwas kosten lassen, fromm zu sein, wie die Väter es waren, und die von der Frömmigkeit doch nicht im innersten Kern ihres Wesens beunruhigt oder beseligt werden, für Menschen, die sich immer bewußt sind, ihre Pflicht getan zu haben, deren Gebet ist wie das des Pharisäers: Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie diese Leute da (ich faste zweimal in der Woche und gebe den Zehnten von allem, was ich habe). Aber keine Religion für echte, wahrhafte und ganze Menschen, für Menschen, die ein Gewissen haben, das sich mit all dem nicht

zufrieden geben kann, die zu ihrem Entsetzen merken, daß, je mehr sie das Gesetz erfüllen wollen, je eifriger sie an sich selbst arbeiten, desto tiefer das Gefühl des Zurückbleibens hinter dem Ziel, desto höher ihre Schuld wird.

Ihnen hilft nicht mehr die Religion des Rechnens mit Gott, die Religion der Gottesknechtschaft, ihnen hilft nur die Religion der Gotteskindschaft: ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen! Nichts ist da, was der Mensch geben könnte; denn alles, was er ist und was er hat, ist ihm von Gott gegeben, nichts ist da, was der Mensch zu geben brauchte: Gott ist da, der ihn in seine Arme nimmt, der ihm alles schenkt, der ihm verzeiht und ihm Kraft zu einem vollen und starken Leben im Guten gibt. Nur noch eine Gabe hat der Mensch zu geben, sich selbst, sein Herz, seine Liebe, und einen Weg gibt es für diese Religion, um Gott zu nahen, nicht Opfer und nicht Sakrament, sondern das Gespräch des Herzens mit dem Vater: das Gebet.

Auch Buddha war so weit, daß er die Religion der Gottesknechtschaft für nicht beseligend, nicht „erlösend" erkannte. Daß das Blut der Stiere und Böcke nicht rein mache, lernte er früh, trotz aller Opferfeuer, die in Indien brannten, und sieben Jahre der Möncherei zeigten ihm, daß es auch mit der Gerechtigkeit nichts war, daß „gute Werke" nicht einen guten Menschen, jedenfalls nicht einen glücklichen Menschen machen. Aber da die Götter Indiens schon lange gestorben oder zu Dämonen geworden waren, so konnte er die Religion

der Gotteskindschaft nicht finden: er fand die Religion der Verzweiflung und der Ekstase, aber doch eine Erlösungsreligion, die von derselben Grunderkenntnis der Notwendigkeit einer Umkehr des ganzen Menschen ausgeht, wie das Christentum.

Jesus hat die Religion der Gotteskindschaft und ihre unvergänglichen Beispiele, den verlorenen Sohn, die Sünderin, sich selbst auf die Erde gebracht. Paulus und Luther haben sie in schwerem inneren Kampfe wieder entdeckt. Damit diese Religion der Gotteskindschaft, der Menschheit köstlichstes Gut, der einzige Schutz der besten Menschen vor Verzweiflung oder Stumpfheit, gerettet werde, mußte jene schöne Götterwelt vergehen, mußte auch Maria vergehen. Denn die Himmelsmutter war nicht bloß unnötig, wo Gottes Vaterarme sich dem Menschen öffneten und er nicht mehr in das Auge des Richters sah, nein, sie brachte diesen Glauben an den Vatergott immer wieder ins Wanken. Stellte man doch neben ihn eine Menge kleiner Götter, die man durch mildere Mittel als durch Hingabe des ganzen Herzens gewinnen konnte, die gegenseitig eifrig darüber wachten, daß ihre Verehrer um der Kerzen, Bilder und Gewänder willen, die sie stifteten, bei Gott nicht übersehen würden: sie können vermöge ihrer Werke dem gerechten Gott anderen zu gute allerlei abgewinnen. Und zumal in Maria trat neben Gott eine Frau, die wie weiland Hera ihrem Gatten und Kinde alles abschmeicheln kann. Mutter Gottes, bitt' für uns! Die Gottheit sinkt unaufhörlich und unweigerlich mit der Einführung ihrer Mutter und ihrer Günstlinge unter

den sittlichen Menschen herunter. Darum die Empörung, darum mußte diese Götterwelt vergehen. Mit Recht!

Ein anderes kam dazu, das Gewissen! Heiliger Florian, verschon' mein Haus, zünd' andre an! Nicht umsonst sagt unser Volk diesen Spruch. Diese Privatgötter folgen eben den Wünschen ihres Verehrers und sind seine Helfer in allem, was er tut. Wie Merkur der Gott der Kaufleute und der Diebe war, so weiht der Räuber in Italien wohl noch heute der Madonna seinen Dolch und betet bei ihr um gute Beute. Man kann sein Gewissen durch Kultusübungen mit Hilfe der guten Werke oder der Macht anderer in so einfacher Weise entlasten, daß bei wahren und sittlichen Menschen die Empörung darüber alle Schranken übersteigt und sich zerstörend gegen alle Sondergötter wendet.

Aus diesen Gründen, um aus der Heilsunsicherheit und der Verwirrung der Gewissen herauszukommen, hat die Reformation angefangen, den Polytheismus wieder aus der Kirche hinauszutreiben, mochte er noch so schön und vieles an ihm so menschlich ansprechend sein.

Die Entwicklung ist weitergegangen und geht weiter. Das Wunder ist bis auf diesen Tag des Glaubens liebstes Kind, auch vielen Angehörigen der Reformationskirche, und die Reformation selbst hat nicht an ihm gerüttelt. Und doch ist der Wunderglaube im strengen und allein echten Sinne nur in der katholischen Kirche zu Hause, weil sie noch Wunder hat. Die Reformation hat das Wunder und die Inspiration zwischen die Deckel

des Bibelbuches eingeschlossen, und nur wenige, vor allem pietistisch Gesinnte, sind sich bewußt, im Wunder zu leben.

Das Wunder ist eigentlich auf der alleruntersten Stufe der Religion zu Hause, da, wo die kleinen Götter nicht Herren des Gesamtlebens sind, sondern nur über kleine Gebiete Macht haben und darum ihr Dasein fortwährend im Durchbrechen des Gesamtlebens beweisen. In der Wüste sprudelt plötzlich eine Quelle auf und grünt eine Oase: eben der Unterschied von dem Gesamtleben der Wüste beweist, daß hier ein Gott wohnt. Ein Meteorstein, ein erratischer Block, ein immergrüner Baum, Blitz und Donner: alles sind Wunder, Beweise des Daseins der Gottheit und ihre Offenbarung. Wenn aber die Gottheit als das Leben oder der Herr der ganzen Natur angeschaut wird, wenn gerade das Gewöhnliche zum Ausdruck ihres Daseins wird, wenn der Vater im Himmel seine Sonne scheinen läßt über Böse und Gute, so hat das Wunder seine Bedeutung verloren. Das Außergewöhnliche mag dann noch so oft und noch so groß geschehen, es ist kein Wunder mehr, kein Durchbrechen der Gottheit in einen nicht von ihr beherrschten Zusammenhang zum Zweck des Beweises und der Offenbarung ihres Daseins.

In unserem modernen Leben ist das Wunder vor der Aufklärung geschwunden. Philosophie und Naturwissenschaft, vor allem aber die Geschichte mit ihren Parallelen aus allen Relegionen haben es getötet. Und hier trifft die moderne Geistesentwicklung durchaus mit Jesus zusammen, nicht, weil er so wissenschaft-

lich gedacht hätte wie wir, sondern weil er religiös und sittlich seiner Kirche überlegen war. Sein Gott, zu dem er betete: „nicht mein, sondern Dein Wille geschehe," sein Gebet, das nicht plappert „wie die Heiden", sondern sich darauf gründet, daß der Vater im Himmel weiß, was sein Kind bedarf, ist von jeder polytheistischen, Wunder heischenden Stimmung weit entfernt. Ein böses und ehebrecherisches, d. h. nach prophetischem Sprachgebrauch ein Gott ungetreues und ungläubiges Geschlecht hat er die Leute genannt, die ein Zeichen vom Himmel als Beglaubigung seiner Botschaft forderten. Und doch hat sich bis heute die katholische Kirche gar nicht, und haben sich in der evangelischen gerade die nicht von dem Wunderglauben entfernen können, die sich für besonders korrekt fromm halten. Sie behaupten freilich, sie begründeten ihren Glauben nicht auf das Wunder; in Wahrheit tun sie es doch, sonst würden sie nicht klagen, es falle alles dahin, wenn man ihnen das Wunder, vor allem die übernatürliche Geburt und das einzigartige Weiterleben Jesu in der Auferstehung „nehme". Hier liegen also Polytheismus und Evangelium Jesu in einem heftigen Kampf. Auch wer nicht an die Siegesmacht des Evangeliums glaubt, wird geneigt sein, in diesem Punkte, wo es vom Geist wissenschaftlicher Erkenntnis unterstützt wird, seinen Sieg für sicher zu halten. Ich aber würde nicht glauben, daß die wissenschaftliche Ansicht sich durchsetzen würde, wenn ich nicht wüßte, daß sie auch die höchste Form der Religion, das Evangelium, auf ihrer Seite hätte. Denn nur Religion überwindet

Religion, und allmählich werden alle verstehen, daß es frommer ist, Gott alles zuzutrauen und ihm die ganze Welt anzuvertrauen, als ihm nur das Wunder zu reservieren. Wird er nicht erkannt aus seiner Schöpfung und nicht aus der Predigt an unsere Herzen, dem „Jonaszeichen", so wird er unserm Geschlecht überhaupt verborgen bleiben.

Indem die Jünger und Paulus bereits die Auferstehung als den Beweis des Christentums verwandten, trugen sie dies Stück unterchristlicher Religion in das Christentum hinein. Sie konnten sich nicht auf der Höhe ihres Meisters halten.

Ja, die Urapostel traten noch deutlicher wieder auf die alte Religionsstufe zurück, indem sie auch die Heiligkeit Gottes und seiner Gläubigen nicht mehr rein innerlich faßten, sondern doch wieder Speisegebote für nötig erachteten. Sie sagten nicht gerade „zur Seligkeit nötig", meinten es aber gewiß, Apostelgeschichte 21—25. Auch hier ist die Kirche den Weg weiter zurückgegangen, sie kennt wieder heilige Speisen, heilige Geräte, heilige Priester, wo Jesus nur eins kannte: ein heiliges Herz.

Nicht anders ging es mit dem Opfer. Um den Tod Jesu ihrem Geschlecht begreiflich zu machen und seine Notwendigkeit zu beweisen, haben schon die Jünger Jesu das Opfer, freilich als ein Bild, in die neue Religion eingeführt, obwohl sie einen Gott predigten, der „Barmherzigkeit wollte und nicht Opfer", auch nicht das Opfer seines Sohnes für die Sünden der Welt. Aber mit dem Bilde kam bald und immer stärker die Wirklichkeit.

Und heute „opfert“ der „Priester“ wieder auf dem „Altar“, freilich nicht Stiere und Böcke, aber das größte Opfer, das Himmel und Erde übersteigt: die Gottheit selbst! Auch hier hat die Reformation den Polytheismus wieder ausgetrieben. Doch leider nur im Kultus. Im Dogma hat sie nur um so energischer am Opfer festgehalten: ihr Gott braucht ein Opfer, ehe er vergeben kann; er kann barmherzig sein, nur, wenn er zuvor sein Opfer, sein Recht erhalten hat. Auch dieser Gott ist nicht der Vater Jesu Christi, sondern immer noch der Gott der Gerechtigkeit und des Opfers, der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs.

Neben dem Opfer steht seit der ältesten Zeit in der Religion das Sakrament, begründet auf demselben Glauben, daß Heiligkeit, Kraft und Leben der Gottheit durch äußere Mittel, Opferblut und heilige Tränke oder Speisen, auf den Teilnehmer am Opfer übertragen werde. Die Taufe und das Abendmahl sind in diesem Sinne bald nach Jesu Tod verstanden worden: „Heilmittel der Unsterblichkeit,“ die magisch wirkend gedacht und selbst stellvertretend für die Toten vollzogen wurden. Auch hier ist die Reformation nicht zu einer klaren und scharfen Ausweisung der vorchristlichen Religion hindurchgedrungen. Wohl sind Zwingli und selbst Calvin hier dem Grundgedanken der Religion der Gotteskindschaft und des reinen Herzens treu geblieben, in Luther aber hat die katholische Erziehung nach kurzem Schwanken wieder das Sakrament im antiken Sinne aufleben lassen. Erst die moderne Entwicklung trifft auch hier im Abstoßen primitiver Gottesvorstellungen

mit dem Evangelium Jesu wieder zusammen, wenn sie gleich andere Gründe dafür hat.

In allen diesen Stücken hat die Aufklärung für die geistig führenden Schichten des Christentums das Hinaufsteigen zum Evangelium vollendet, das mit der Reformation begonnen hatte. Dem neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert ist das Schwere auferlegt, auch der Sittlichkeit des Evangeliums Bahn zu schaffen, um sie rein herauszustellen aus all den Verbindungen, die sie im Lauf der Jahrhunderte mit der vorchristlichen Sittlichkeit und dem Recht eingegangen ist. Denn es handelt sich hier und nie rein um die Religion an sich. Die Religion entwickelt sich ja in engster Verbindung mit dem Gesamtleben der Völker, mit ihrer Sittlichkeit und Sitte, mit Staat, Recht und Gesetz, mit ihrer wirtschaftlichen Lage und sozialen Gliederung. Die Kultur ist ein einheitliches Ganzes, dessen Teile auseinandergenommen niemals erklärlich sind, denn erst im Lichte des Ganzen geschaut künden sie ihr Warum und Wozu.

Jene unterste Stufe der Religion, die Verehrung der Geister und Seelen, entspricht der Kultur der Familie, die für uns die erste ist, weil wir die vielleicht ihr noch vorangehende Stufe des Hordenlebens kaum noch ahnen können. In der Religion des Geistes nun ist die wichtigste Gruppe, ja vielleicht der Ursprung aller Religion, die Verehrung der Ahnen, die echte Familienreligion. Mit ihr oder aus ihr entwickelt sich ein eigentümliches Recht und eine besondere Sittlichkeit. Die Blutrache ist ihr hohes sittliches Gebot, und oberster Rechtssatz: Wer Blut vergießt des Blut soll wieder

vergossen werden. Das Eigentum ist, wie das Erbrecht mit strengem Majorat zeigt, nicht Eigentum des einzelnen, sondern der Familie.

Im langsamen Übergang durch Stammbildungen hindurch erwachsen die Staaten. Die Stämme oder Stadtwesen schließen sich unter dem Schutz ihrer Götter zusammen. So wachsen ihre Götter mit ihnen zusammen zu einem Götterstaat. Und sie wachen über die beiden großen Grundkräfte, welche die Staaten erhalten: Recht und Krieg. Der Gedanke der gerechten Vergeltung beherrscht dieses ganze Gebilde von Recht, Sittlichkeit und Religion, den Polytheismus im weitesten Sinne des Wortes. Darum ziehen auch die Truppen unter dem Schutz des Staatsgottes ins Feld, in seinem Namen werden die Schwerter geweiht und die Fahnen genagelt, wird Recht gesprochen und Gericht gehalten. Die großen Herrschergestalten und die Herrenvölker, sie entwickeln sich auf diesem Boden: Roms Reich und Roms Recht die glänzendste Blüte, die ihm entkeimte.

Die Welt, die Jesus wollte und glaubte, war eine andere. Man behauptet allerdings, er habe die Welt des Staates bestätigt. Man redet so viel von seinen weisen Anordnungen und Abgrenzungen von Staat und Religion: Gebet Gott, was Gottes, und dem Kaiser, was des Kaisers ist. Merkwürdig, daß doch noch kein Mensch aus diesem Wort irgend einen praktischen Grundsatz hat entnehmen können. Nein, er hat diese Welt wohl gekannt, in der „die Könige über die Völker Gewalt üben und die Großen sie beherrschen"; aber er hat eine andere gewollt, in welcher der Erste heißen

soll, wer aller anderen Diener ist. Er hat eine Welt gewollt, in der sich nicht jeder eifersüchtig in seiner Rechtssphäre schützen läßt, sondern sich hingibt, in der er opfert und den andern tut, was er von ihnen getan haben möchte, in der die Friedensstifter herrschen und die Menschen „wie die Kinder" sind, eine Welt der Liebe, nicht eine Welt des Rechtes, ein Reich Gottes, nicht einen Staat und nicht eine Kirche mit Priestern, Liturgien und Hierarchie, „heiliger" Herrschaft. Er hat diese Welt verkündigt als eine Umwandlung von Himmel und Erde, er hat sie mit seiner Zeit als in einer gewaltigen Katastrophe kommend geglaubt. Sie hat er geglaubt und gewollt, und nicht jene Welt des Polytheismus. Das Evangelium ist eine Utopie, und unsere klugen Staatsbürger tun darum nichts lieber, als daß sie es wegleugnen oder für töricht erklären. Jesus hat auch gewollt, daß unter seinen Jüngern diese Utopie Wahrheit werde, und er hat erkannt, daß es, solange die Welt noch anders ist, dazu für sie keinen andern Weg gebe, als den des Opfers, des Leidens, der Entsagung. Er ist kein unklarer Schwärmer gewesen, so enthusiastisch sein Glaube sein, so weit in der Ferne sein Ziel noch liegen mag: er hat gewußt, wie weit sein Ziel von allem Bestehenden ablag, und er hat selbst mit Leiden und Tod seinen Glauben an das kommende Große bezahlt.

Die Kirche hat sich zwei Jahrhunderte hindurch redlich bemüht, sein Ziel nicht aus den Augen zu verlieren; sie war staats- und rechtslos, opferte und sorgte für die „Brüder" in einer bis dahin unerhörten Weise.

Aber allmählich, als die Massen eintraten, und als endlich der Staat sich ihr unterwarf, da war sie innerlich vom Staat und Gesetz wieder überwunden. Allerdings half sich der Katholizismus durch eine kluge Unterscheidung. Er ballte die Forderung des Evangeliums mit den asketischen Instinkten der untergehenden Antike zusammen zu einem neuen Gesetz für Auserwählte, zu „evangelischen Ratschlägen" für die Mönche und ließ die Massen in Rache und Duell, in Krieg und Strafgesetz weiterleben, wie die Väter es zu Jupiters und Wodans Zeiten getan hatten. Die Reformatoren haben die Nichtigkeit dieser Unterscheidung zwischen den Christen wohl gefühlt, und Melanchthon hat einmal die Meinung, die christliche Armut sei nur ein „Ratschlag" für Auserwählte, eine „ruchlose Meinung" genannt: sie werde von allen Christen verlangt, im Sinne einer communio rerum, im Sinne des Gebens, nicht des Bettelns, wie die Kirche sie verstehe, und nicht minder als sie der Verzicht auf Rache und auf Recht. (Loci 1521, de consiliis, de judicialibus.) Allein zu gleicher Zeit hat Melanchthon den Staat und sein Recht anerkannt, und es ist hier wie später niemals von den Reformatoren der Versuch gemacht worden, zu zeigen, wie jene christliche Privatsittlichkeit nach den strengen Forderungen des Evangeliums im Staatsleben erfüllt werden könne. Vielmehr hat man im Kampf mit radikalen Richtungen das Alte nur um so stärker zu stützen gesucht und sich immer mehr auf den religiösen Kernpunkt zurückgezogen. Freilich, bald artete der Kampf um ihn in fruchtlose Zänkerei und in ein scholastisches Dogmati-

sieren aus, das mit dem Evangelium gleichfalls nichts mehr zu tun hatte. Und Calvins theokratisches System ist durch seine zahlreichen Hinrichtungen und Grausamkeiten zu Gottes Ehre überall, wo es durchzuführen versucht wurde, ein lebendiger Beweis dafür gewesen, daß die Theokratie immer wieder nichts anderes ist, als der antike Staat mit christlichen Emblemen verziert.

Seitdem ist nun eine merkwürdige Unsicherheit in die protestantische Ethik gekommen. Sie hat sich, zumal in der Zeit des aufgeklärten Despotismus, ganz ins Schlepptau vorsichtig-philosophischer Auffassung von Staat, Gesetz und Ethik nehmen lassen, sie hat das Gesetz der Vergeltung für den Staat als christliches Grundgesetz proklamiert, sie hat Krieg und Politik immer wieder „christlich" gerechtfertigt, selbst das Duell hat man mit der Berufstreue der Offiziere begründen wollen. Das sittliche Urteil befindet sich in einer Verwirrung, die unbeschreiblich ist. Außerdem übt noch heute, wie einst bei der Doppelehe Philipps, das Alte Testament, zumal in aller englischen Frömmigkeit, seinen verwirrenden Einfluß aus.

Trotzdem gibt es verheißungsvolle Zeichen, die uns künden, daß wir endlich auch daran gehen, das Leben der Völker im Lichte des Evangeliums zu sehen, daß die Welt des Polytheismus sich wandeln will in eine Welt der Liebe. Der Krieg und die Politik sind uns ernstliche Probleme geworden, auf das 19. Jahrhundert mit seinem ungeheuren Aufschwung des Nationalismus scheint eine Zeit der friedlichen Anerkennung und Einigung der Völker folgen zu sollen. Sollten sich die

Völkerindividuen wirklich niemals ebenso im Frieden entfalten können, wie durch den Krieg? Sicherlich nur noch besser, denn wann sind die reichsten Einzelmenschen gewachsen, damals, als noch Kampf zwischen Familie und Familie, Stamm und Stamm herrschte, oder als die Völker sich geeint hatten und die Verteidigung des nackten Lebens nicht mehr die Kraft des einzelnen größtenteils absorbierte? Heute stehen die Staaten noch auf dem brutalen Standpunkt jener fernen Zeit und verzehren ihre Kraft in der Selbstverteidigung. Wenn sie sie einst auf die Selbsterziehung verwenden können, werden ihre Völker mehr Zeit, mehr Geld und mehr Kraft für die Pflege ihrer persönlichen Eigenschaften besitzen wie heute. Das Duell, die staatlich geduldete und eingeschränkte Rache aus jener ersten Stufe der Kultur wird allmählich ganz als unsittlich empfunden, und schon erheben sich, von innerlichen Motiven getrieben, Tausende gegen diese Einrichtung der früheren Menschheitsstufe. In unser Rechtsleben dringt immer mehr der christliche Gedanke ein, daß man dem Verbrecher Böses mit Gutem, Verbrechen mit Erziehung zu vergelten habe. Hier sind im Laufe von 200 Jahren die größten Fortschritte von der Folter her gemacht worden. Wer will glauben, daß wir jetzt am Ende der Entwicklung seien? Auch hier ist die moderne Wissenschaft, die uns gelehrt hat, daß wir weder die Schuld noch die Wirkung der Strafe wirklich durchschauen, und daß wir darum gar nicht „vergelten“ können, dem Evangelium, das nicht vergelten will, sehr zu Hilfe gekommen. Endlich ist auch in

der sozialen Frage das Gewissen erwacht, der wütende Konkurrenzkampf und die ungerechte Art der Verteilung des Arbeitsertrages, wie all die Nöte unserer unteren Schichten sind uns auch vom Evangelium aus unerträglich geworden. Überall zeigt sich deutlich, daß etwas Neues werden will. Die Gewissen sind erwacht. Es ist eine neue Welt im Kommen. Staat und Gesetz werden nicht vergehen, aber sie werden umgebildet und umgewertet werden. In einer Welt der Liebe sind sie nicht mehr Herrscher, sondern Diener.

Die klugen Leute lächeln, wenn man sich zu dem Glauben der alten Christen bekennt: Maran atha, unser Herr kommt! Sie sehen die Welt anders. Sie lernen auch vom Feigenbaum kein Gleichnis und finden nicht die Zeichen der Zeit. Es gibt auch unter denen, die das Evangelium als die Kraft des Kommenden glaubten, viele, die ermüdet diesen Glauben haben fahren lassen, weil ihr Handeln im praktischen Leben ihnen die Welt so ganz anders gezeigt hat. Aber wir sollen nicht müde werden; das Lächeln der klugen Leute müssen wir ertragen lernen.

Mag die Hoffnung kühn und allzu kühn erscheinen, ich glaube, daß die ganz nüchternen geschichtlichen Betrachtungen, die wir angestellt haben, zeigen, daß nicht immer kühne Hoffnungen Unmöglichkeiten sind. Hat sich das Evangelium durch die Reformation und den Humanismus des 18. und 19. Jahrhunderts immer mehr aus seiner polytheistischen Umklammerung in der Kirche herausgearbeitet, so kann es sich auch als eine welterneuernde Kraft sittlichen Lebens durchsetzen. Vor

zweihundert Jahren hätten die weisen Leute auch gelächelt, wenn man ihnen gesagt hätte, ein absoluter Friede innerhalb Deutschlands und eine Rechtsprechung ohne Folter werde im Jahre 1900 nicht nur möglich, sondern selbstverständlich sein. Warum sollten wir das Ende dessen erlebt haben, was möglich ist? Und sollten wir von unserm Glauben lassen, weil er nicht an Jahrzehnte, sondern an Jahrhunderte glauben muß, und an Jahrtausende?

Aber es wird so lange nicht währen. Noch zwei Zeichen der Zeit sind uns gegeben, die deutlich genug sind, zu dem zu sprechen, der Ohren hat zu hören.

Leuchtend ist noch einmal unserer Generation das Bild des polytheistischen Menschen vor die Seele getreten, mit glühenden Farben gezeichnet, die es scharf von dem Hintergrunde des kirchlichen Menschheitsideals abheben. Friedrich Nietzsche hat es uns in seiner ganzen Pracht vor die Seele gestellt, so strahlend, daß unsere christliche Durchschnittsethik, dieser Mischmasch von Polytheismus und Evangelium, wirklich „ein Gelächter und eine schmerzliche Scham" geworden ist. Nietzsches „Mensch" ist wert, daß er zu Grunde geht. Aber sein „Übermensch" kann nicht mehr kommen: er ist schon gewesen. Er war da, ehe das Evangelium kam, und er ward verurteilt durch sich selbst. Was kommen wird, das ist das Bild vom Menschentum, wie es Jesus uns vorgelebt und vor die Seele gemalt hat. Nichts fehlt diesem Menschen an Wahrhaftigkeit, Kühnheit und Heldenhaftigkeit; aber er will nicht umkehren und wieder werden wie die blonde Bestie, sondern wie

das Kind; nicht herrschen will er, sondern dienen; eine neue Welt will er bauen helfen, wo keine Not und kein Geschrei mehr sein wird, eine Welt der Liebe.

Und das ist das zweite Zeichen, daß ein anderer dieses Ideal schildern konnte und dazu einen Weg, den niemand, auch er selbst nicht, zu gehen wagen konnte, daß er damit doch die Herzen bezwang und nicht lächerlich ward: Leo Tolstoi. Der ungeheure Erfolg seiner Schriften beweist, daß man nicht vergeblich an die Gewissen appelliert. Erweckt und beunruhigt sind die Gewissen: es ist größtenteils sein Werk. Aber einen Weg hat er nicht gezeigt; denn der Weg, den er rät, die Anarchie, würde zum Tod und Verderben, nicht nur der einzelnen, sondern der Völker werden, nicht in ein Reich Gottes, sondern in ein Reich der Barbarei würden wir eingehen durch eine Zertrümmerung unserer Kultur. Trotzdem ist dieser Mann ein Zeichen unserm Geschlecht geworden nach Art des Jonaszeichens.

Jesus ist im Kommen. Nicht auf den Wolken des Himmels mit den Engeln seines Vaters, wie die alten Christen träumten, auch nicht bloß im Herzen des einzelnen, sondern im Leben der Völker. Überall regt sich und quillt neues Leben in den alten Kirchen und bei denen, die ihnen längst den Rücken gekehrt hatten. Noch wird es schwere Kämpfe und Opfer des einzelnen kosten: Der Priester, der seine Kirche verläßt, nicht, um ein Bürger zu werden, sondern um das Evangelium zu verkünden, der Offizier, der das Duell verweigert, der Arzt, der Gesundheit und Leben opfert, um anderen zu helfen, der Kaufmann und Fabrikant, der eher zu

Grunde geht als wider Wahrheit und Liebe handelt: sie alle müssen zuvor kommen, wenn Gottes Herrschaft anbrechen soll. Sie müssen die Herzen zurechtbringen, sie predigen lauter die Umkehr des Willens und des Lebens als alle offiziellen Prediger und steinernen Gotteshäuser. Kommen sie nicht, so bleibt alles beim alten. Aber sie kommen und sind schon da. Die Liebe, die sich helfend der andern annimmt, sie ist in diesem neunzehnten Jahrhundert so reich gewesen, wie kaum zuvor.

Freilich wird es auch noch weiter Kompromisse geben. Von heute auf morgen kann nichts aus der Welt geschafft werden, nicht der Krieg, nicht das Duell und nicht der Konkurrenzkampf, können Staat und Recht, Gesellschaft und Kirche nicht umgeschaffen werden. Man muß Vermittlungen und Übergänge suchen, wie viel Weisheit wird dazu gehören, sie zu finden. Ja, es wird manches, wie die schönen Bräuche, deren ich am Anfang gedachte, wieder aus dem Polytheismus aufgenommen werden können, was einst verführerisch und verderblich war. Die Griechengötter, denen die ersten Christen fluchten, heute entzücken sie unser Auge und sind uns eine Offenbarung Gottes, der die Menschen über die Verehrung von Pfählen, Bäumen und Tieren hinweggeführt und ihnen gezeigt hat: Gott schuf den Menschen, ihm zum Bilde. Heute brauchen wir die Bilder in der Kirche nicht mehr als Versuchung zu fürchten; warum sollten wir viel anderes Schönes, allgemein Menschliches mehr fürchten?

Aber eins muß klar und scharf vor Augen stehen:

das Ziel. Noch ahnen viele die kommende Welt nicht, und zeigt man sie ihnen, so ist sie ihnen ein Gegenstand des Lächelns oder der wilden Bekämpfung. Zumal unsere protestantische Ethik ist leicht geneigt, alles zu dulden und alles zu tragen, was nach Staat und Recht, nach geordneter Gesellschaft aussieht. Keine Bibelstelle ist ihr mehr zum Fallstrick geworden, als das Pauluswort von der Obrigkeit und ihrem Schwert.

Darum müssen wir um das ferne Ziel des Evangeliums immer wieder ringen und arbeiten. Wir dürfen nie aufhören zu glauben und zu künden: Unser Herr ist im Kommen.

Heinrich Weinel.



DAS RELIGIÖSE DENKEN DER GEGENWART.

Wir wollen uns eine Vorstellung davon zu verschaffen suchen, wie man heutzutage zur christlichen Religion steht. Das ist interessant für den Praktiker, der sie pflegen soll, aber auch für den ruhigen Beobachter von Zeit und Welt, denn ihre religiösen Interessen muß er kennen, will er der Gegenwart an den Puls fühlen.

Bei der Innerlichkeit der Religion kann man nur das einigermaßen genau darstellen, was man selbst von ihr besitzt oder erlebt hat. Darum wollen wir es so machen: wir stellen ein paar Gruppen religiösen Denkens dar, aber nur solche, die den Stufen unseres eigenen Entwicklungsganges entsprechen. Dann können die meisten sagen: so ist es mir oder so war es mir auch. Ein Gleichnis: die Darwinisten sagen, der Mensch mache im Mutterleibe eine Entwicklung durch, deren einzelne Stufen verschiedenen gegenwärtig vorhandenen Tierformen entsprechen. Wahr oder nicht wahr — ich glaube, im geistig-religiösen Leben haben viele von uns Stufen durchschritten, auf denen andere Leute um uns her stehen geblieben sind. Unser Gleichnis reicht aber noch weiter. Nach dem biogenetischen Grundgesetz Darwins entspricht die Entwicklung des Einzel-

wesens auch der geschichtlichen Entwicklung, indem sie sie auszugsweise wiederholt. Ähnlich entspricht auch der religiöse Gang, den die meisten von uns geführt worden sind, der geschichtlichen Entwicklung der Religion im letzten Jahrhundert. Alles ist natürlich sehr rund und grob gedacht. Aber vielleicht hilft diese Art der Darstellung zum Verständnis der Sache. Ich weiß wohl, daß den drei parallelen Linien: geschichtliche Entwicklung, Gruppe in der Gegenwart, persönliche Entwicklung nicht nur das Verhältnis von Ursache und Wirkung zu Grunde liegt, so daß also die vergangene Periode die Gruppe in der Gegenwart und diese wieder die persönliche Stufe allein hervorriefe, es kommen dabei auch die seelischen Gesetze der Reaktion in Betracht, die in der Gegenwart eine ähnliche Folge der Ansichten hervorrufen im Einzelwesen, wie es im großen der Geist der Zeiten getan hat.

Leider ist die christliche Religion immer mit ganz andern Interessen beladen worden. Daher früher ihre Macht, so lange jene Interessen und die früheren Formen des Geisteslebens noch Bestand hatten; daher die jetzige Ohnmacht, seitdem sie in der Entwicklung des Geisteslebens zurückgedrängt wurden. Das führen wir durch, indem wir von der Orthodoxie ausgehen, die diese Verbindung der Religion mit Elementen einer vergangenen Zeit immer noch festhält; schauen dann auf die Reaktion des Rationalismus gegen jene Mitführung überlebter Bestandteile, um darauf die Reaktion einer tieferen Religiösität gegen die übertriebene Schätzung des Lehrens und Denkens zu betrachten.

Die Orthodoxie ist geschichtlich die erste und steht noch immer im Mittelpunkt. Fast alle müssen durch sie hindurch, finden in ihr dauernd die Form ihres Christentums oder holen sich an ihr eine unüberwindliche Abneigung gegen alle Religion. Für weite Kreise ist die Orthodoxie das Christentum, sie bestimmt noch im ganzen die Verkündigung, wie die Opposition. Wir dürfen uns nur keiner Täuschung darüber hingeben, wie wenig die moderne Auffassung in unsere Zeit eingedrungen ist. Dafür ist die Gleichgültigkeit und Trägheit der Leute viel zu groß und die Fähigkeit, sich ihnen verständlich zu machen, viel zu klein.

Für die eigentlich religiöse Seite an der orthodoxen Art der Frömmigkeit ist bezeichnend zunächst die Kluft, die sie zwischen Christentum und Welt aufrichtet. Am ausgeprägtesten ist dieser Dualismus in der katholischen Religion, aber vermöge ihrer engen Verwandtschaft mit dem Katholizismus hängt der herrschenden orthodox-pietistischen Frömmigkeit noch viel von dieser Geistesrichtung an. Ganz andere Normen gelten auf dem ganzen Gebiet des christlichen und kirchlichen Wesens als auf dem des profanen. Das Buch der Bibel — wer darf es als ein Buch behandeln, da es doch Gottes Wort ist? Schaut Gottes fürsorgliches Vaterauge nicht vor allem aus den Wundern der Bibel und der Sonntagsblätter heraus? Liegt der Glaube nicht hoch über den natürlichen Geisteskräften des Menschen? Gilt nicht immer noch mannigfach der als der bessere Christ, der abgeschieden von den Welthändeln seiner Wege geht? Und etwas ganz Äußerliches — will nicht das übliche

Pathos der Kanzelrede unbewußt ihren heiligen Inhalt hoch über den alles andern Sprechens hinausheben? Das Göttliche und das Menschlich-weltliche sind doch eben zwei besondere Bezirke mit verschiedenem Inhalt und verschiedenen Gesetzen.

Ein anderes Kennzeichen ist die Verehrung von Sachen. In der römischen Kirche sind es die Altäre und dergleichen. Dem sinnlichen Bedürfnis der Masse kommt man mit Symbolen entgegen, um sie an das Göttliche hinanzuführen. Aber die Masse vergöttlicht die Dinge selbst. Denn wer im Sinnlichen lebt, zieht alles, selbst das Göttliche hinunter. Und so wird alles, worin einmal Frömmigkeit gelebt hat und was mit dem Gedanken an Gott und den Heiland verbunden war, für die Andacht zu heiligen Dingen, denn es trägt gleichsam noch den Duft der Frömmigkeit an sich. Auf protestantischem Gebiet sind es Sachen geistigerer Art, an denen die Verehrung hängt, die Bibel, einzelne Dogmen wie die Trinität, die Christologie. Wie für altehrwürdige Götzenbilder begeistert man sich für sie und streitet für sie. Und wenn man auch über dem Wort Gottes des lebendigen Vaters gegenwärtige Stimme überhört, so glaubt man eben im Kultus der Andachts- und Denkformen der Vergangenheit dem Heiligen und Ewigen am nächsten zu sein.

Damit hängt ein anderes zusammen. Die Orthodoxie stellt eine vergangene Auffassung des Christentums dar, wie sie im XVII. Jahrhundert geherrscht hat und wie sie am Anfang des vorigen wieder erweckt worden ist. Aber daß es eine Form der Vergangenheit

ist, bedeutet für ihre Anhänger keinen Tadel, sondern eher ein Lob, mag das auch manchem wunderlich scheinen, der immer nur im Neuesten die Wahrheit sieht. Aber für jene liegt der Schwerpunkt der Religion in der Vergangenheit. Nicht nur daß sie auf Geschehnissen in der Geschichte ruht, auch die frühere Ausdrucksweise ist heilig. In der Vergangenheit wohnt eben die Wahrheit, die Autorität, die Offenbarung. Man hat das Gefühl vor einem ergrauten Haupt zu stehen, das Ehrfurcht und Vertrauen einflößt. Je weiter entfernt der Ursprung eines Satzes ist, desto wahrer und heiliger ist er; denn das pietätvolle Gemüt kann gar nicht anders als aus der schlechten, unfähigen Gegenwart in die große, heilige Vergangenheit hinaufschauen. Darum keine Änderung und Entwicklung der heiligen Formeln. Denn über dem Fluß der Geschichte und der Relativität alles Menschlichen steht den Starren und Konsequenten die ehrwürdige Form der Wahrheit als unwandelbare Größe sicher da. Aber diese Gestalt der religiösen Wahrheit wird in enger Verbindung mit vielen Anschauungen aus anderen, dem Religiösen verwandten, Gebieten festgehalten, die damals im geistigen Leben der Zeit geherrscht haben, als man die religiösen Formeln schuf. So erben sich besonders allerlei Urteile über Natur und Welt, Geist und Leib, Schöpfung und Wunder fort. Nur behutsam wagt man leise Veränderungen an diesen Schalen vorzunehmen; denn man fürchtet, den Wein selbst zu verlieren. Dieses Festhalten an den Gedanken über Mensch und Welt, die damals in der klassischen Periode unserer Religion mit ihr verbunden

waren, gibt ja vielen einen sehr sicheren Stand. Aber Glaube und veraltetes Denken stehen nicht nur, sondern fallen auch miteinander. Denn die gar nicht zum Schweigen zu bringende Kritik nagt unerbittlich alle alten Denkformen entzwei. Wehe, wenn dann der Glaube nicht einen anderen Boden findet, in den er umgepflanzt werden kann! Das ist der springende Punkt in unserer ganzen Lage. Aus dieser Allianz zwischen altem Denken und Glauben erklärt es sich, daß viele, die an irgend einem Punkt der alten Lebensauffassung ein persönliches Interesse haben, etwa ein soziales oder politisches, dem, was sie unter christlichem Glauben verstehen, ihre Person zur Verfügung stellen. So erklärt es sich aber auch, daß viele, die ein herzliches Verlangen nach einem großen, ihr Leben tragenden Glauben haben, nicht über den breiten Graben kommen, der ihr Denken von jenem trennt.

Das gibt noch ein paar interessante Blicke in die Seele der Anhänger des alten Glaubens hinein. Je strenger altes Denken mit dem Glauben verquickt ist, desto schwerer kann man sich unbefangen in die befreiende Macht des Evangeliums hineinleben. Nun sagt das Evangelium nicht mehr: Du d a r f s t, nämlich ein Kind Gottes sein, sondern es sagt: Du m u ß t, nämlich glauben, was das Wort Gottes sagt; das ist aber nichts anderes als was seine gestrengen Hüter es sagen lassen, nämlich die Überlieferung. So wird das Evangelium zu einem drückenderen Gesetz als das, wovon es befreite. So wird Christus, der Retter, zum größten Tyrannen der Menschen. Es gibt gewiß wenig, womit sich

die Menschen selbst und untereinander so sehr gequält haben, als mit der Lehre vom Heil und vom Heiland. So wird Wohltat Plage, so wird der Glaube aus der von Herzen kommenden Zustimmung zum Willen des Vaters die unwillige Unterwerfung unter alte fremdartige Gedanken, die sich zu ihrem Trost mit dem Verdienst schmückt, die Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens gefangen zu nehmen.

Das führt uns auf eine ethische Charakterisierung der Besten unter den Freunden des alten Christentums. Neben den braven und gewissenhaften Leuten, die sich aus Disziplin dem vorgeschriebenen Glauben unterwerfen, gibt es treue und schwere Naturen, die aus Pietät von dem ehrwürdigen Alten nicht loskommen. Andere fürchten für den Frieden und die Reinheit ihres Seelenlebens, wenn sie mit der mit ihrem Innern verwachsenen Form des Glaubens brechen. Während wieder andere diese Sorge nur für die Masse hegen, die ungemütlich werden kann, wenn man ihr die Grundlage ihrer Sittlichkeit wegnimmt. Alle diese Typen bilden mit der Schar derer, die ungebrochen und unbefangen oder nach schweren Kämpfen aus innerer Überzeugung zum alten Glauben und Denken gehören, die Anhängerschaft der herrschenden Richtung.

Auch die Reaktion gegen die Orthodoxie finden wir in diesen verschiedenen Beziehungen: einmal als historische Erscheinung, nämlich als den Rationalismus des XVII. Jahrhunderts, ferner als eine weitverbreitete

Gruppe der Gegenwart und als eine Periode in unserer eigenen Lebensgeschichte. Weil wir selbst diese Periode durchgemacht haben, können wir die historische Erscheinung richtig verstehen und können vielleicht denen, die gegenwärtig in dieser Phase stehen und nach etwas Besserem verlangen, hülfreiche Dienste tun.

Die Aufklärung ist die Domäne der Jugend. Im Leben der Völker und im Leben der einzelnen löst sie das kindliche Glauben ab. Nach dem willigen Aufnehmen regt sich die Kritik. Die Selbständigkeit der intellektuellen und ethischen Persönlichkeit gilt mehr als die pietätvolle Anlehnung an das Alte. Das ganze Willensleben bäumt sich auf gegen die im Wesen der Orthodoxie liegende Auflage von Lehren, Anschauungen und Bräuchen der Vergangenheit. Das in unserem Geistesleben wirksame Gesetz der Reaktion treibt in jähem Wechsel gerade die entgegengesetzten Gefühle hervor: statt der Ehrfurcht grundsätzliche Kritik, statt der sich bescheidenden Freude, im Herkommen die alte bewährte Wahrheit zu besitzen, das mutige Selbstvertrauen, auf den Fittichen eigenen Denkens zur leuchtenden Wahrheitssonne emporzusteigen. Als zweites Motiv wirkt oft genug die Unlust an den Schranken mit, die mit den überlieferten Gedanken verbunden und dem Übermut der Jugend zur Last sind. Die starke Entwicklung des Intellektes läßt ihn in die erste Reihe treten; er traut sich alles zu, zieht alles vor das Forum seiner Kritik und findet die Zumutung des Glaubens unerträglich.

So ist es dem Primaner und Studenten, dem jungen

Kaufmann, dem jugendlichen Sozialdemokraten zu Mute, wenn sich die Weite der Welt mit ihrem Wissen und Genüssen lockend öffnet. So steht heute die große Masse der Kirche und dem Christentum gegenüber. Man empfindet an der Orthodoxie besonders abstoßend die alte Welt- und Geschichtsauffassung, nämlich die Auskunft über die Entstehung der Welt, die Vorstellung von Himmel und Hölle, den Gedanken der Wunder als der Durchbrechungen der Naturgesetze. Wider diesen alten Verstand rennt der neue Verstand an. Besonders findet vor der Erkenntnis der Natur und der mit ihr gegebenen technischen Beherrschung der Schöpfung „des Glaubens liebstes Kind“ keine Gnade. Weil aber jene Ansicht von Welt und Natur so eng in den Organismus des alten Glaubens hinein gearbeitet ist, daß das eine nicht ohne das andere abgegeben wird, darum wird so oft alles miteinander weggeworfen. Es ist ein Jammer und eine Schande, daß die alte Anschauung manches Herz und Gewissen um sein Bestes bringt, bloß um auch den Verstand und das Wissen mitzubeherrschen.

So wendet man sich andern Gesamtanschauungen zu; aus Materialismus, Monismus und Evolutionismus braut man sich eine Religion zusammen, die die Welt erklären soll; denn die Religion hat ja zu höchst den Zweck, die Welt zu erklären. Nur noch ein paar Tropfen aus der Flasche „Tue Recht und scheue niemand“ hinzu und man hat für Leben und Streben genug. Die Moralvorschriften sind meist Klugheitsregeln, die einen vor dem Widerstoßen bewahren sollen, kein Ausfluß des

Glaubens an die Hoheit des Geistes, der sich selbst im Guten findet. Merken wir nicht immer wieder etwas von der Gewalt des besiegten Feindes, wenn uns die geistigen Werte in dem Strom des Relativismus zu versinken scheinen, wenn uns in schwachen Stunden der Mechanismus höhnend als das Übermächtige angrinst? Und was sich so in uns als Rebellion eines noch nicht ganz überwundenen Feindes regt, herrscht in weiten Kreisen unserer Halbbildung trotz allen Geredes über den überwundenen Materialismus.

Alle diese Gedanken bekommen aber eine scharfe Wendung gegen die christliche Religion. War dort die breite Kluft zwischen Gott und Welt, Christentum und Leben, nun heißt es: Es gibt nichts außer der Natur! Es lebe das Leben! Lag dort der Schwerpunkt in der Vergangenheit, jetzt kann nichts neu genug sein. In der Bibel hat zumal die Schöpfungserzählung den Sturm auszuhalten. Mit ihr wird Bibel und Christentum über den Haufen geworfen. Dabei verfährt man ganz folgerichtig, wie man gelehrt worden ist: alles oder nichts. Und ist man auch anders gelehrt worden, so hält doch die kluge und feine Grenzlinie den Fuß des Übermütigen nicht ab. Das Gefühl der Rache für den Betrug an der kindlichen Wehrlosigkeit läßt schadenfroh nach jedem Grunde spüren, der das Christentum seiner Bedeutung beraubt. Man ärgert sich an dem beanspruchten Vorzug vor andern Religionen, an dem Geheimnis, an dem Gebot des Glaubens und besonders schreibt man die Schwächen seiner Vertreter ihm selbst aufs Konto, weil man gerade bei den berufsmäßigen Pflegern geistig-

sittlicher Güter doppelt empfindlich ist. Dabei kann ein ästhetisches Verhältnis zur Relegion und Kirche ganz gut statthaben, indem man für die weihevolle Stimmung eines Abendmahles oder gar einer Messe, für eine stimmungsvolle Hochzeits- oder Leichenfeier Verständnis und Interesse hat. Freilich empfindet man dabei keinerlei Nötigung, die Wahrheitsfrage zu stellen oder sich für die jenen Feiern zu Grunde liegende Lebensauffassung zu entscheiden. Kein Wunder, daß dabei die katholische Kirche besser wegkommt; wie muß sie sich mit allen klaren und hellen Geistesmächten überworfen haben, wenn ihre ästhetisch-sinnliche Zaubermacht ihr in dieser sich dem Geheimnisvollen wieder zuwendenden Zeit herzlich wenig Proselyten zugeführt hat!

Aber schon stehen Totengräber bereit, und eine neue Reaktion verschlingt die alte. Wie in der geschichtlichen Entwicklung Romantik und Restauration den Rationalismus verdrängt haben, so machen sich heute wieder die tieferen Seelenkräfte mit heißem Verlangen geltend, wie sie immer auf eine längere Periode voll einseitiger Anspannung des Verstandes ihr unveräußerliches Recht geltend zu machen pflegen. Sicher haben wir heute eine nicht kleine Gruppe von Menschen, die in eine Art von Romantik, und eine andere, die in eine vertiefte Gemütsfrömmigkeit hineingekommen sind; und beide wollen moderne Menschen sein. Es wachte in vielen tieferen Seelen auf einmal das Verlangen nach einem Halt in der Welteinsamkeit auf. Man hatte sich

zwar mit dem alten Gott abgefunden und den Substanzgott oder den Mechanismus an seine Stelle gesetzt; aber vor diesem großen steifen Götzenbild ohne Mund und Arme, in diesem öden, kalten Maschinenhaus war es so frostig und unheimlich, trotz der dort herrschenden Helle und Klarheit. Ein Verlangen nach dem Unsichtbaren, das größer ist als der Mensch, der alles begreift, ein Bedürfnis, Unerforschliches zu verehren, klang mit leisen Tönen aus der Tiefe der Seele herauf. Den stolzen Triumph des Verstandes, aus all den widrigen Schicksalen der Frommen die Sinnlosigkeit des Lebens und besonders des Glaubens dargetan zu haben, dämpfte bald das heiße Verlangen. nach einem Sinn dieses rätselhaften Daseins, mag er auch anders sein als sich der Egoismus träumen läßt. Dazu mag allerlei hinzugetreten sein: hier das Bedürfnis nach einer hohen Quelle und Autorität für sich oder die Pflegebefohlenen, dort die zurücklaufende Welle wissenschaftlicher Reaktion gegen den Darwinismus, die Ahnung davon, daß man mit Erklären die Kräfte und Güter selbst noch nicht beseitigt hat. So sieht es in Tausenden aus; es geht in ihnen hin und her. Das Gemüt ist willig. Aber der Verstand ist schwach. Jenem Zug zum Unsichtbaren tritt alles entgegen, was man von Darwinismus, von Bibelkritik, von Greueln der Kirchengeschichte gehört hat.

Ein paar Typen solcher Leute: Es gibt ihrer viel mehr als sich unser Pessimismus träumen läßt. Neben vielen Mitläufern und Modejägern sind Persönlichkeiten darunter, die sich selbst etwas erarbeiten aus ihrem

eigenen Streben und das dann festhalten der Gleichgültigkeit und dem Spott der Menge gegenüber. Allerlei wunderbare Bestrebungen gibt es da; aber sie haben alle das gemeinsame: Nur heraus aus der Flachheit in die Tiefe, aus dem Mechanismus in die Seelenwelt hinein! Da ist einer schweren Gemütes und ernsten Gewissens. Er hat seinen jugendlichen Wüstenzug durch den Materialismus hinter sich. Wie verborgene Quellen steigen die Wünsche nach etwas mehr Phantasie und Seele in der Welt in ihm auf. Er kostet Tolstoi und gewinnt an ihm einen Sinn für den Sinn des Lebens. In der wundersamen Verkleidung irgend eines Hochmodernen, etwa Wolfgang Kirchbachs, tritt Jesus ihm nahe. Aber auch der Buddhismus fängt seinen Sinn durch die wunderbare Phantastik seines Systems. Kraft der dem Menschengeiste eingeborenen Reaktion wird nun gerade das Allerüppigste und Ausschweifendste nach der Gemütsdürre bevorzugt. Vorbei am Christentum, das er nur in der schulmäßigen Form kennt, läuft er in die alte Zauberhöhle des Orients hinein, wo im bläulichen Dämmerschein des Phantastischen und Grotesken immer das romantische Sehnen der Überkultur seinen Genuß und Frieden fand. Wie im absterbenden Römerreiche sich der Aberglaube, der dem Skeptizismus gefolgt war, von den Schwindlern des Orients füttern ließ, so gewinnt heute der Buddhismus viele Starke zur Beute. Manche, die vor Jahren noch Mücken geseiht, schlucken nun Kamele; sie glauben die esoterischen Lehren von den Teilen der Welt, der großen Wiederkehr und den Weltperioden

aufs Wort. Wenn es nur Phantasie, Gemüt und Seele hat!

Das ist auch eine Wurzel der Vorliebe für den Spiritismus, den wir heute durch die Kreise der Intelligenz seinen Zug machen sehen. Nicht nur will das Gemüt die Berührung mit lieben Verstorbenen suchen, sondern der Verstand will auch eine Gesamtanschauung, die wieder etwas mehr Geist und Seele in die Welt hineinträgt. Mag jenes Verlangen Frauen in die Seancen treiben, es gibt eine große Anzahl tiefer und kluger Männer, in denen das Verlangen nach einer tieferen Gesamtanschauung das gesunde moderne Denken überrennt, um sie zu Jüngern und Aposteln einer Anna Rothe zu machen.

Nüchternere Naturen, die auf all dieses Treiben als Schwindel herabsehen, haben doch auch ein Sehnen nach einem Halt in der Welt; nur daß sie über der großen Flut hin und herschweben, und ihre Füße finden keinen trocknen Ort. Aber Verständnis und Dank findet man, wenn man ihnen ein Buch über Jesus in die Hand gibt, das ihn einfach und wahr nach den Synoptikern darstellt. Mögen sie auch den Weg zu Gott durch ihn nicht finden, aber Jesus gibt ihnen doch den Eindruck von etwas Großem, Festem in die Seele und bereitet die Ahnung eines Ewigen in allem Schwanken vor. — Das ist die Reaktion gegen die Aufklärung kraft des Gemütsdrangs nach dem Tiefen und Beständigen.

Vom Buddhismus kann uns nichts anderes befreien als schwere Aufgaben und schwere Zeiten, die einen ganzen ungebrochenen Mut verlangen. In der „Gegenwart“ hat einmal jemand auf die furchtbare Gefahr hingewiesen, die in der entnervenden quietistischen Philosophie des Buddhismus liegt; sie macht sich gegenwärtig langsam breit, der Sumpfpflanze gleich, die sich einnistet, wo aus einem Fluß ein Morast geworden ist. An diesem Punkte sieht man, wie ungeheuer praktisch solche Weltanschauungskämpfe sein können, wenn man nicht an den einzelnen Mann von heute, sondern an die Zukunft eines großen Volkes denkt. Wir Deutsche von heute wollen streben und wachsen, wir wollen die großen Aufgaben lösen, die uns Gott gestellt hat. Dann können wir aber das Opium des Buddhismus nicht gebrauchen. Aber dieser Gefahr gegenüber hilft alle Apologetik nichts, nur die Geschichte selbst kann mit ihrem Griffel die Widerlegung auf die Tafel der Zeiten schreiben.

Aber es gibt ohne Zweifel doch mehr Verlangen nach wirklichem Evangelium als unsere Mutlosigkeit ahnt. Ein modern-theologisches Gemeindeblatt überraschte zu Weihnachten vorigen Jahres seine Leser mit folgenden ernsten und aufrichtigen Bitten aus dem Munde gebildeter Gemeindeglieder:

Ich verlange gewiß nicht, daß ihr Pastoren die religiösen Wahrheiten, die ihr vertretet, um unsertwillen ummodeln, für uns zurecht stutzen sollt, daß ihr uns zu Liebe etwas davontun oder etwas dazutun sollt, wonach uns „die Ohren jücken“. Predigt uns Buße, aber

nicht in jenen allgemeinen Ausdrücken, bei denen man sich nichts Rechtes denken kann, und mit jener Übertreibung, die zuletzt nur bewirkt, daß man an seine Brust schlägt und mit dem Pharisäer — wenn ich mich recht erinnere — sagt: „Ich danke dir Gott, daß ich nicht bin wie die anderen." Sagt es uns, wo es bei uns fehlt; nennt die Sünden der Zeit mit Namen, und ruft uns zu, daß wir uns ändern, ja umkehren müssen, und wie wir es anfangen und machen sollen. Aber so, daß man es auf gut Deutsch versteht. Predigt uns Glauben, aber nicht so, daß wir immer wieder meinen, entweder glaubst du den Forschern und Denkern oder den Theologen, nur einer von beiden kann recht haben. Ich fühle, daß glauben an Gott etwas ganz anderes sein muß als mit dem Verstande suchen und über erkennbare Dinge etwas aussagen. Sagt uns doch um Gottes willen, was Glauben ist, und daß man forschen und wissen und glauben kann, ohne in einen unseligen inneren Widerstreit zu geraten. Wenn ihr das nicht könnt, dann packt ein; denn dann werdet ihr niemals die modernen Menschen wieder für die Religion gewinnen! Predigt uns von Erlösung; aber nicht so, daß man meint, unser Herrgott säße in einer hochnotpeinlichen Gerichtsverhandlung des Mittelalters auf einem Richtstuhl und spräche mit strenger, unerbittlicher Miene Recht und müßte Blut sehen. Predigt uns eine Erlösung, daß wir Menschen den Druck los werden, der uns auf der Seele liegt, eine Erlösung, die uns irgendwie Kraft gibt, das Gute zu tun und von all dem Häßlichen und Gemeinen des Lebens innerlich

und äußerlich los zu kommen, und unsere Herzen mit Freuden erfüllt. Predigt uns Gott; aber so, daß wir ihn fassen und lieb gewinnen können. Und predigt uns Jesus Christus, von dem ihr sagt, daß wir ohne ihn nichts tun könnten und daß er der Weg zu Gott sei. Aber nicht in dogmatischen Ausdrücken, die wir wirklich nicht verstehen und bei denen wir uns nichts denken können, sondern so, daß wir Vertrauen zu ihm schöpfen, daß wir uns gern von ihm zu Gott führen lassen, daß wir sehnsüchtig seine Hand ergreifen, um zu dem Gott zu kommen, nach dem unsre Seele verlangt. Ihr glaubt nicht, wie ferne der Christus, den man uns in der Jugend vormalte, uns modernen Menschen gerückt ist; bringt ihn uns doch einmal menschlich nahe! Und sagt: Ist er denn nur ein weichlicher weiblicher Charakter für gefühlige und gedrückte Menschen, oder ist er ein Mann, für den wir Männer uns auch noch begeistern können und der uns in den Kämpfen und Wirren des Lebens ein Führer und Meister sein kann? Darnach verlangen wir; das nehmen wir an; dem folgen wir. —

Gott sei Dank, daß man auch solche Stimmen aufzählen kann, wenn man vom religiösen Denken der Gegenwart spricht. Das sind, meine ich, Leute für uns. Ihnen einfach und groß, froh und sicher ewige Dinge verkündigen in der Erwartung, daß sie sich von selbst Boden verschaffen werden, ist das Beste, was wir tun können. Dahinter muß man die Fragen zurückstellen, wie denn Jesus jetzt noch lebt und wie sich Gott mit den Naturgesetzen vertrage und die ewige Heimat des

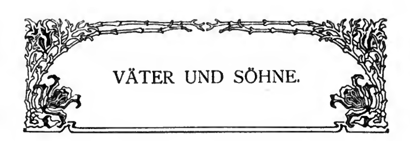
Geistes mit der Bindung des seelischen Lebens an das Hirn. Wenigstens gehören Antworten auf diese Fragen nicht in den Glauben hinein, und man braucht nicht auf ihre Erledigung zu warten, ehe man zugreift, um an Gott teil zu gewinnen. Freilich wollen diese Fragen ihr Recht, und das soll ihnen auch werden, denn sonst gäbe es einen Riß ins geistige Leben hinein. Aber zuerst das Haben der Güter und Kräfte selbst! darnach eine theoretische Verständigung über das Verhältnis dieser Güter zu unserm Wissen und Erkennen! Wenn es uns nur gegeben wäre, die großen geistigen Realitäten der Religion klar zu erfassen und klar darzustellen! Dazu kann uns die Geschichte des Christentums helfen, sie muß uns die Anschauung von Gestalten schenken, in denen jene Güter und Kräfte einfach und klar offenbar wurden.

Wir brauchen den Sinn für eine überweltliche Macht und ein ewiges Ziel, wie sie beide in der Gestalt Christi ans Licht getreten sind. Dieser Sinn entfaltet sich zu einer Welt- oder vielmehr zu einer Gottesanschauung und zu einem neuen Leben im Guten.

Wenn das die nächste Entwicklungsstufe des religiösen Lebens in einer recht großen Gruppe würde!

Friedrich Niebergall.





VÄTER UND SÖHNE.

Draußen eine feuchtkalte, dickneblige Dezembernacht; drinnen im behaglichen Gastzimmer bei leckerem Mahle trauliche Zwiesprache. Ein älterer Herr, zu kirchlichen Würden emporgediehen, und ein jüngerer Mann; der letztere war ich. Das Gespräch drehte sich um eine öffentliche Versammlung, die wir soeben erlebt hatten, wand sich auf verschiedenen Nebenwegen von Politik und Kirchensachen und kam endlich hinaus auf einen wenig prophetischen Ausblick in die Zukunft.

Ich war wohlgemut und meinte, wenn ich nur jung bliebe und die Fähigkeit behielte, zu lernen, auch von der nächsten Generation zu lernen und mit ihr zu leben, so wollte ich mich vor keiner Zukunft fürchten; denn daß die Zukunft immer anders ist als die Gegenwart, ist doch kein Grund, sie für schlechter zu halten.

Da hatte ich's aber mit dem älteren Herrn verschüttet. Er hatte mehrere Söhne, die wahrscheinlich in einem Alter standen, in denen Väter am wenigsten geneigt sind, sich von ihnen belehren zu lassen. Dazu las er eine Zeitung — und er schwor auf sie — die freilich der Gegenwart nicht froh zu werden vermag, der freilich vor jeder Zukunft grauen muß, denn jede müßte anders sein, als jene Zeitung sie sich denkt,

sonst wäre es keine Zukunft. Und der Gedanke an die erziehungsbedürftigen Söhne, der Gedanke an die Gesinnungstüchtigkeit, die darin lag, von ihrem Entstehen an treuer Abonnent jener Zeitung gewesen zu sein, vielleicht auch ein unbewußtes Gefühl dafür, daß er es mit seiner Richtung doch ganz hübsch zu etwas gebracht habe, woben sich zusammen zu dem Väterspruch: Nein, meine Jungens sollen von mir lernen! Dabei griff er in die Tasche, rasselte mit seinen Schlüsseln und lachte dazu in einer Weise, die ich nicht wieder vergessen kann.

In diesem Lachen zitterte neben krankhafter Selbstsicherheit eine leise Unsicherheit. Um dieses lachende Gesicht gruppierten sich mir unzählige andere, alle mit dem fatalen Lachen: Nein, unsere Söhne sollen von uns lernen.

Ich vermute, daß die Herren an ein Gebot der Bibel denken, wenn sie ihre väterliche Autorität und ihre väterliche Weisheit geltend machen. Aber dieses Gebot gilt den Kindern — nicht den Eltern. Es ist jenen Herren natürlich, daß sie die Lehrer des nächsten Geschlechts sind. Es ist göttliche Ordnung, daß die Söhne in den Spuren der Väter gehen. Es lassen sich sogar geschichtliche Beispiele dafür anführen, daß kindliche Pietätlosigkeit Völker ins Verderben gestürzt hat. In wirklich frommen Häusern ist es so erquicklich zu sehen, wie die Kinder die Väter achten, ihr Wort wie ein heiliges Gebot befolgen. Die größten Männer haben notorisch eine beispiellose Verehrung — meistens gegen ihre Mutter gehabt. Nein, es ist klar, von

Gottes und von Rechts wegen: unsere Söhne sollen von uns lernen.

Als ich nachher den älteren Herrn verließ und sein Lachen mich immer noch verfolgte, suchte ich mir das Erlebnis klar zu machen. Ein Bibelwort ist es gewiß, womit die Eltern ihre Stellung rechtfertigen: „Ehre Vater und Mutter" — aber sollte in der reichen Bibel sich nichts finden, das dieses Gebot für die Kinder ergänzt und den Vätern ihre Stellung zu den Kindern anweist? Da trat eine herbe Gestalt in meinen Gesichtskreis, und, was ich, noch unklar, fühlte, wurde mir an ihrer Geschichte und Bestimmung deutlich. Mir fiel Johannes der Täufer ein, der ein echter Israelit war, ein strenger Prediger des Gesetzes, und das Wort, von dem die Bibel berichtet, Gabriel habe es zu Zacharias gesprochen:

„Er wird vor ihm hergehen im Geist und Kraft des Elias, zu bekehren die Herzen der Väter zu den Kindern."

Ich war oft kopfschüttelnd daran vorübergegangen, weil ich es nicht verstand. Ich war auch zu erfahrenen Leuten gegangen und hatte sie nach dem Sinn dieser Worte gefragt; aber ich merkte, daß mein Fragen sie etwas in Verlegenheit brachte, und ging weiter, um nicht lästig zu sein. Jetzt aber stand ich davor still und dachte ihm lange nach. Es kam ein dankbares Verwundern über mich darüber, daß die Bibel so durchaus „modern" denkt, daß auch sie den Fortschritt nur kennt in der Richtung, in der er allein liegen kann:

vom Vater auf den Sohn. Um an die Tore der Vollkommenheit zu gelangen, brauchen wir also nicht rückwärts zu gehen bis ins verlorene Paradies, sondern dürfen vorwärts schauen über Kinder und Kindeskinder. Vielen ist das schon alltägliche Wahrheit geworden, neu war sie mir auch nicht mehr; aber ich hatte doch die Schwäche, es angenehm zu empfinden, daß die Bibel ebenso dachte. Denn ich liebe die Bibel und halte darauf, mich ihrem Geist nicht zu widersetzen. Nun ahnte ich, warum sie uns heute ein modernes Buch ist, nun glitt ein neues, verklärendes Licht über sie dahin; nun wurde ich getroster im Blick auf unsere Väter, ernster im Gefühl der Verantwortung gegen unsere Kinder.

Es gibt demnach auch noch eine andere Betrachtungsweise des Verhältnisses zwischen Vätern und Söhnen, als jener geistliche Herr sie beliebte. Gehen wir ihr nach mit Jugendsehnsucht!

Für den Täufer war es eine harte Aufgabe, die Herzen der Väter zu den Kindern zu bekehren, Väter und Kinder zu einer innerlichen Harmonie, zu gleichgerichteter Bewegung zusammenzubringen. Bei Licht besehen ist ihm die Ausführung dieser Aufgabe auch gar nicht gelungen; wenigstens vorläufig nicht. Die Väter hatten im Volk Israel von alters her eine unvergleichliche Autoritätsstellung. Sie waren die lebenden Geschichtsbücher, aus denen die Söhne Kunde von der Vergangenheit des Volkes empfingen. Sie waren die Vermittler des Glaubens und der frommen Sitte für das nächste Geschlecht. Ihre Stellung war

durch ein mit der Glorie göttlicher Herkunft umgebenes Gebot gesichert, und es ist gewiß gut, daß Väter Autorität haben. Es ist das Natürliche. Aber sie sollen sie von selbst haben und sie nicht künstlich herauskehren. Wer auf seine Autoritätsstellung pochen muß, beweist damit, daß er innerlich unsicher darin geworden ist, daß er sie im Grunde schon verloren hat. Autorität darf, wenn sie segensreich sein soll, nur etwas unwillkürlich, unmittelbar Wirkendes sein. Sobald sie in den Bereich des positiven Gesetzes herabsteigt, entkleidet sie sich ihrer Würde und ihrer Wucht. Es ist daher ein Zeichen des Niederganges, wenn die väterliche Autorität des gesetzlichen Schutzes bedarf.

Die Väter in Israel hatten innerlich offenbar die natürliche Autoritätsstellung den Söhnen gegenüber verloren. Und das war ein ganz natürlicher Vorgang. Im Pharisäismus hatte sich die jüdische Religion in das üppige Kleid der Unfehlbarkeit gehüllt. Die Väter waren der Versteinerung anheimgefallen. Die Wahrheit war eine Meduse geworden, ihr Anblick tötete. Große, heilige Erinnerungen, Sagen und Geschichten, alte, uralte heilige Gebräuche, verstandene und unverstandene, eine strenge, bis in die Art der Nahrung und körperlichen Reinigung hineinreichende Moral — das waren die Elemente ihres religiösen Lebens. Und das alles war so eng mit ihrem Leben verknüpft, daß sie jedes Rühren daran wie ein Antasten ihrer „heiligsten Gefühle", wie einen Angriff auf ihr Leben empfanden. Ihr religiöses Denken war damit beschäftigt, den fertigen Inhalt des Mosaismus scholastisch zu durch-

wühlen, in Tüfteleien aufzulösen und in kasuistischen Spielereien ungenießbar zu machen. Daß sich die Pharisäer der priesterlichen, mehr orthodoxen Partei gegenüber als die Liberaleren gaben, konnte sie nicht retten. Auch der Liberalismus ist keine Rettung vor der Versteinerung.

Trotz der senilen Erschlaffung ihres Lebens hatten diese Väter noch eine starke Hoffnung für die Zukunft. Sie hofften bestimmt, daß ihr gegenwärtiger religiöser Bestand einmal zu allgemeiner, großartiger Anerkennung kommen werde. Das Joch der Römer sollte fallen. Das alte Reich Israel wieder erstehen in dem Glanze, den es in Davids und Salomos Tagen gehabt. Religiöse und politische Hoffnung woben sich ihnen ineinander. Das Herrenvolk der Welt wollten sie sein. Alle Nationen der Erde sollten sich beugen vor dem „klassischen Volk der Religion". Die Gojim sollten zum Tempel wallfahrten, die fremden Götter zu schanden werden, der Gott im Tempel aber siegen. Was sie erwarteten, war also nichts anderes als die Erneuerung des Alten, des Gewesenen, des zum großen Teil Überwundenen — nur in größerer Ausdehnung. Sie wollten die Welt unter das Joch ihrer alt gewordenen Religionsform spannen, sie wollten das Alte, und nichts Neues.

So hatten sie eine Dogmatik mit eschatologischem Anhang, eine erschreckend genaue Ethik, auch eine Kirchenordnung, so präzise, so unumstößlich — ja, das Heil der jüdischen Landeskirche war gut bewahrt.

Verkümmerte, verkrüppelte Geister! Alles Wertvolle, Heilige lag hinter ihnen. Ein Neues, ein neues

Werden, eine Entwicklung auf ein großes Ziel hin durfte es nach ihrem System nicht geben — es ist erschütternd, in welche Armseligkeit die Väter verfallen waren.

Das war nichts für die Söhne. Sie beugten vielleicht widerwillig ihren Nacken unter das väterliche Joch — aber ihre Herzen waren fremd und fern, wenn der Tempel dröhnte von dem Gesänge der Tausende. Die Gedankenlosen fühlten die Leere nicht; aber wenigen, einfachen Leuten ging es wie ein Stich durch die Seele, wenn ihnen die trostlose Unwirksamkeit des religiösen Tuns in Jerusalem, die hoffnungslose Fruchtlosigkeit des Synagogenbetriebes gewiß wurde; und sie warteten auf den Trost Israels, warteten darauf, daß aus dem alten Boden ein neues, kräftiges Gewächs erstehe, daß durch die alten Räume ein neues Rauschen vernommen werde. Sie hatten wahrscheinlich eine höchst unklare Vorstellung von dem, was kommen sollte, und sie mußten sich „unklare Köpfe“ schelten lassen. Aber ihr unklares Verlangen war ihnen doch lieber, als der klare Tod der klaren Köpfe. Sehnsucht ist immer ein Lebenszeichen.

Und da kam das Neue. Nicht über Nacht vom Himmel. Auch nicht mit großem Gepränge. In ein härenes Gewand gehüllt, in eisenharter Askese gestählt, mit donnerndem Wort, das selbst die kirchliche Gleichförmigkeit eines religiösen Gemütes durchbrach. Wie ein Sturmwind, der durch die schwüle Tempelluft fegte und die feierliche Schläfrigkeit der Herren Väter verjagte, so fuhr es durch die Wüste.

Ein Mensch — Johannes. Er hatte die Uhr der Zeit schlagen hören und ihren Schlag verstanden. Was er verstanden, das sprach er aus, ohne Rücksicht auf die Schwachen im Glauben zu nehmen, ohne Sorge, mit kirchlicher Ordnung in Konflikt zu geraten — er sprach es aus, und seine Sprache war den Vätern ein Gericht. Die Uhr der Zeit war vorangerückt, und die Väter hatten es nicht gemerkt; sie schwelgten noch im Abendrot vergangener Herrlichkeit — und es war Morgen geworden, die Menschen zu neuem Tun zu wecken. Herbe Luft stob daher, das Frühlicht neuen Werdens brach an. In Johannes war der Morgen aufgegangen. Und wenn es Morgen wird, so weiß jedermann, daß die Nacht vorüber ist. Seltsam, daß die Väter es nicht glauben wollten!

Nach dem Frührot kam die Sonne. Groß und stark ging sie auf. Wieder ein Mensch — Jesus! Er machte es noch deutlicher, daß es Morgen war. Er handelte unter Schlaftrunkenen wie ein Wachender; er redete unter Vergangenheitseligen von Gegenwärtigem, er trug das göttlich-gewaltige Drängen seiner Seele unter die Menschen wie einen Brand. Sein Geist war Feuer, sein Leben Sturm. Da krachte es im Gebälk des Tempels, da traten die Brüche und Risse am Alten zutage — da kamen die Geister in Fluß, und die lange gewaltsam zurückgehaltene Bewegung der Menschen brach sich in diesem Einen Bahn. Gott sei Dank! Es kam Wahrheit, menschliche, urgewaltige Wahrheit zur Anschauung — und was echte Sohnesart an sich trug, jauchzte ihr zu.

Die Väter schalten es Pietätlosigkeit, Umsturzgelüste, schließlich Gotteslästerung. Wenn der Tempel nicht mehr soll gelten, worauf soll der Glaube ruh'n! Wenn die ihrer Erwählung Gewissen nicht gerettet werden, wer wird dann selig! Die sonst so selbstsicheren Väter gerieten in Angst. Die Johannesbewegung hatten sie äußerlich noch zum Teil mitgemacht, sie hatten sich taufen lassen, um so der Bewegung den Stempel der Tempelhaftigkeit aufzudrücken und sie unschädlich zu machen. Sich aber zur neuen Zeit zu bekehren, daran dachten sie nicht. Jesus gegenüber konnten sie nun nicht ohne Entscheidung bleiben; er ließ sich beim besten Willen nicht mehr in den Rahmen des Tempels spannen. Für ihn wollten sie nicht sein — also gegen ihn! Und die Väter, die Hüter des Heiligen, haben den Sohn getötet.

Alle Gottessöhne hat man Gottlose gescholten und wegen Gottlosigkeit gerichtet. Väter und Söhne standen widereinander, die Väter hingen mit der ganzen Unbußfertigkeit des Konservativismus am Alten, und sie gingen mit ihm zu Grunde. Die Söhne aber, die pietätlose Jugend, die vom Zeitgeist Vergifteten, erwuchsen zu neuem, großem, seligem Leben. Sie wurden des Morgens froh.

So eine Zeit lang! .Weder Johannes noch Jesus haben die Herzen der Väter zu ihren Kindern bekehrt.

Und die Söhne wurden Väter. Einige unter ihnen waren nie ganz Sohn gewesen. Sie hatten es nicht lassen können, junge Christengemeinden unter das Joch des Alten zu zwingen. Erst mußt du Jude werden, dann

Christ! Wunderliche Kur! Wenn jemand ohne Arzt gesund geworden ist, dann soll er erst noch einmal krank werden, um sich dann auf wissenschaftlichem Wege gesund machen zu lassen! Wer den Morgen hat, soll den Abend und die Nacht mit ihrem Grauen noch einmal durchleben, damit es auch echter Morgen sei!

Es ist wahr, die Söhne wurden Väter, und recht altväterische Väter. Was Moses den Vätern war, wurde Jesus den Söhnen: ein Religionsstifter, das Haupt einer Schule, der Gegenstand des Studiums und des Streitens.

Der Streit um Jesus hat die Menschen am tiefsten erniedrigt. Der Tempel wurde abgelöst durch die Kirche, der religiöse Mittelpunkt der Welt von Jerusalem nach Rom verlegt. War ein böser Geist vertrieben, jetzt zogen sieben andere ein. Nur in wenigen brandete noch die Flut des Lebens, das von Jesus ausging, aber es war wie die erschlaffende Brandung des entschlummernden Meeres. Dann wurde es still, totenstill — jahrhundertelang. Das Alte starb nicht, es hatte zähe Lebenskraft, eine Vätergeneration vererbte es der andern. Und die Väter waren nicht tatenlos, sie arbeiteten, d. h. sie machten Propaganda für ihre Sache. Sie haben die Völker zu Paaren in die weiten Kirchenhallen getrieben, und die Völker haben ihre Götter und Götzen mitgebracht und hängen an ihnen bis auf den heutigen Tag. Mit diesen Göttern und Götzen ringen wir noch um Gott. In der Kirche und in den Klöstern haben die Völker singen, malen, meißeln, auch wohl in gewisser Weise studieren gelernt, aber im

Schatten der Kirche wuchs kein Neues, in ihrer Enge wurde die Jesusbewegung mit Gewalt, mit Blut und Eisen unterdrückt. Davon lebte die Kirche. Freiheit wäre ihr Tod gewesen. Gottlob! waren die Völker zum Teil stärker als die Kirche; sie sind im Kampfe mit ihr erstarkt und haben einen Teil ihrer Lebenskraft in diesem Kampfe entfaltet. In dieser Kampfzeit haben sie sich jung gefühlt, und was aus jenen Tagen auf uns gekommen ist, weht uns an wie Morgenluft. Und dann wurden sie alt, wurden sie Väter. Es ward aus Morgen und Abend ein Weltentag.

Aber die Zeit rückte vor. Das unvollendete Tagewerk des ersten Tages harrte der Weiterführung. In neuem Frührot brach eine Johanneszeit an. Gottesstimmen wurden laut in der Wüste. Es wurden Söhne geboren wie der Tau aus der Morgenröte. Die Söhne reckten sich und dehnten sich nach dem Tageslicht. Auch sie wußten es nicht in Worte zu fassen, wonach sie sich sehnten. Aber es mußte ein Großes, Herrliches sein. Die Väter lächelten dazu: Das wird sich schon legen!

Da kam der Sohn und trug die Sonne in seiner Brust. Auch sein Geist war Feuer, auch sein Leben Sturm. Feuer und Sturm hat er in den Menschen entfacht, und bald lohte die Erde im Glanze eines neuen Morgens. Und der Morgen war wieder die Empörung gegen die Nacht, der Krieg der Söhne gegen die steinerne Autorität der Väter. Die Väter aber haben von Worms bis Trient ein Mal über das andere Mal feierlichst erklärt, daß sie Väter bleiben wollen, um

die Rolle zu Ende zu spielen, die Jesu Zeitgenossen nicht vollendet hatten. Sie wollten die Decke der Nacht fester spannen über die Völker. Und um ihren Willen zu nächtlichem Tun deutlicher auszusprechen, nannten sie sich: Väter von der Gesellschaft Jesu.

Auch Luther hat die Herzen der Väter nicht zu den Kindern bekehrt.

Doch auch die Söhne der Reformation wurden wieder Väter. Einige unter ihnen waren nie ganz Sohn gewesen. Sie suchten den Feuerwein der großen Zeit in alte Schläuche zu fassen. Diese alten Schläuche waren ihnen teuer. Lieber ließen sie das Feuer verfliegen, als daß sie die Schläuche in die Rumpelkammer warfen. Und sie speicherten schalen Wein in alten Schläuchen auf. Aus dem jugendfrischen Ringen nach Leben und neuem Sein wurden altkluge Streitereien um den richtigen „Lehrtypus". Es ist natürlich, daß das Väterische je älter um so komischer wird. Es muß immer neue Elemente in sich aufnehmen. Die rauhe Gegenart drängt sie ihm auf. Aber anstatt sie zur Entfaltung kommen zu lassen, sucht es sie mit dem Alten zu harmonisieren und raubt ihnen damit die umgestaltende Kraft. Es ist erstaunlich, wie viel Gegenwart die Orthodoxie verschlungen hat! So hat das Alte den Namen, daß es lebt, den Schein, etwas zu sein, aber die Kraft verleugnet es. Es gebärdet sich oft wie ein Jüngling, aber es ist ein Greis — und das ist lächerlich. Das Zeitalter der Orthodoxie mag konserviert haben, gefördert hat es nichts als ruhmlose Spitzfindigkeit. Das Volk hat es nicht er-

wärmt. Es führte den Abend herauf. Und ich finde keine erschöpfende Entschuldigung für diese Sünde der Väter. Es müßte denn sein, daß es ein Verhängnis oder ein Gesetz ist, daß der Geist der Menschheit, der in der einen Generation sich erhebt, um das von Gott uns gegebene Werk zu fördern, in anderen Generationen ausruht. O, wann bricht uns der Morgen an, den keine Nacht verschlingt!

Wie eine unzeitige Geburt erstanden aufs neue Söhne. Aber, von den Vätern an Einseitigkeit gewöhnt, überboten sie sich in Einseitigkeiten. Die einen setzten die autonome Vernunft auf den Thron der Welt, die anderen das autonome Gefühl. In den Mauern derselben Stadt haben sie gerungen, um Licht die einen, um Leben die anderen. Sie haben Einfluß gewonnen und Leistungen aufgewiesen. Die Wissenschaft und die Mission haben sie gefördert — aber das Ziel der Menschheit haben weder die Rationalisten noch die Pietisten gesehen. Eine lange Abenddämmerung. Aber dann kam die Nacht, in der Menschen „bekehrt" wurden, um der unaufhaltsamen Versteinerung anheimzufallen, in der wohl Sterne leuchteten, glänzende Meteore am Himmel flogen, auch drohende Kometen erschienen — aber es war doch Nacht.

Es ward aus Morgen und Abend ein anderer Weltentag. Und wenn es wieder Morgen wird, dann hebt der alte Krieg von neuem an.

Weder Johannes, noch Jesus, weder Luther, noch der Pietismus haben die Herzen der Väter zu den Kindern bekehrt. Immer noch stehen Väter und Söhne

widereinander, sobald Söhne geboren werden. Die Väternatur ist stark, furchtbar stark! Sie hat unzählige Sohnesnaturen unter ihrer Autorität erstickt. Und wie segensreich hätte ihre Autorität werden können, wenn sie in lebensvoller, verständnisvoller Liebe die Werdekeime in den Söhnen gepflegt, deren göttliches Recht erkannt und geachtet und ihres Wachstums selbstlos sich gefreut hätten! Ihre Autorität wäre gewesen wie der Zügel, der das junge Roß leitet auf rechter Straße, wie der Wegweiser, der still und bestimmt neue Wege weist. Aber die Wegweiser wollten geehrt sein, man baute Altäre um sie her — und vergaß des Wanderns. So wurden Millionen von Söhnen vor der Zeit zu Vätern. Die Zeit rauschte weiter, aber sie wurden des nicht inne, sie schwelgten im Abendrot der Reformation.

Und heute? Die Väter haben sich eng zusammengeschlossen, sie bilden Parteien. Und mit ihren Massen führen sie das Regiment. Ein straffes Väterregiment mit Majoritäten und Gewalten. Die Altväterischsten unter ihnen machen einen Bund mit den rohen Gesellen der Nacht, damit dem Morgen gewehrt werde. Ganz wie vor zweitausend Jahren — Konservative und Jesuiten! Und die sich scheuen vor solch offenem Bunde — sie stehen doch unter der Herrschaft des Nachtgespenstes. In rührender Wiederholungsseligkeit sagen sie uns — oft schön und geistvoll, oft in unerträglicher Plattheit — was vergangene Jahrhunderte erarbeitet haben. Sie rühmen sich ihrer Gedankenlosigkeit und berufen sich auf Paulus, der auch „immer

dasselbe" gesagt haben soll. Jawohl, das hat er getan, es geht immer derselbe starke, morgenfrische Entwicklungsdrang, immer dieselbe glühende Sehnsucht durch seine Schriften — aber die hat mit eurer Armseligkeit nichts zu tun, ihr Greis Gewordenen! Habt doch mehr Respekt vor Paulus!

Es läßt sich eine fast mathematisch genaue Parallele ziehen zwischen den Vätern zur Zeit Jesu und den Vätern von heute. Beide sind fromm und meinen es gut; beide sind religiös brennend interessiert und bringen persönliche Opfer für ihre Überzeugung, beide geben in Wort und Miene, in Lebenshaltung — und Philisterhaftigkeit Zeugnis von ihrer Gesinnung. Das Zeugnis ablegen steht beiden hoch. Sie kämpfen beide gegen die Mächte des Umsturzes, sie verbrennen schier beide vor Patriotismus, sie hoffen beide, daß später einmal die Welt sei wie sie selbst. Aber ihre Hoffnung ist getrübt. Glauben sie, einen Feind niedergerungen zu haben, so erstehen ihnen tausend neue. Sie verlieren die Fassung und tun in ihrer namenlosen Verwirrung Dinge, die ihre Väternatur schmerzlich offenbaren. Nun retten sich die einen in die Blasiertheit, die immer die Angst vor dem nahenden Gericht verbergen soll, andere klagen und seufzen über die schlechte Zeit und trachten danach, uns in ihre pessimistische Stimmung zu fangen. Sie finden die Berechtigung zu ihrer Klage in der Bibel. „So muß es kommen nach der Schrift." Wir lassen ihnen die Klage.

Unsere Zeit liegt in Geburtswehen. Es wollen Söhne geboren werden. Es ist ein Himmlisches, Göttliches in ihren Schoß gefallen, das Frucht ansetzt. Gegenwartsmenschen haben die Empfindung, als sollten sie bald von neuem geboren werden, um das Licht der Welt zu sehen. Denn noch haben wir es nicht gesehen. Noch lagert Nachtschleier über unseren Geistern. Ganz vorn stehen Starke, die ihn fortziehen. Fast überkommt uns Ungeduld: Hüter, ist die Nacht schier hin? Wir wollen den Tag sehen, einen neuen, großen Tag, wir wollen geboren werden zu neuer, großer Kraft, wir wollen das Leben schauen, das unser würdig ist, eine Menschheit, die der Erde mächtig ist. Wir wollen Söhne sein und unser Leben einsetzen für das gewaltige Ziel, das wir ahnen.

Und wir ahnen es nur. Es wäre kein Ziel, des Blutes wert, wenn wir es klar schauten. Wir scheuen nicht den mitleidigen — mit Verlaub — hochmütigen Einwurf: Unklare Ziele, unklare Köpfe! Wir wissen, daß zu allen Zeiten die Väter so gelächelt haben, — ich habe sie selbst lachen sehen an jenem Abend — alle miteinander. Wir wissen, daß die Söhne zu allen Zeiten das Ziel nur ahnten, für das sie ihr Herzblut gaben. Darum schämt euch eures unangebrachten Mitleids, ihr Väter, die ihr nur lebt von den Brosamen, die von den Tischen begrabener, von euch getöteter Söhne fielen.

Oder meint ihr, ihr könntet eine Zukunft bauen, an der ihr selbst, an der unser Volk Freude haben werde? Seht ihr's denn nicht, wie euch — freilich un-

geschlachte Söhne über den Kopf wachsen? Hört ihr nicht das Grollen tief unten im Volk gegen euer Väterregiment? Spürt ihr es nicht, wie Johannes lebendig wird und mit der Axt in der Hand durch das Land geht?

Aber ihr wollt wissen, was wir, die wir uns so anspruchsvoll „Söhne“ nennen, denn eigentlich wollen. Gut, ich will euch etwas davon sagen, nicht mehr, als ich sagen kann. Hoffnungen lassen sich nicht genau beschreiben, sie wachsen und werden, sie sind im Fluß.

Wir wollen Gott nahe kommen, ganz nahe! Und um ihn kennen zu lernen, wollen wir nicht mehr auf die Theologie angewiesen sein. Mit welcher Inbrunst und Andacht haben wir zu euren Füßen gesessen, als die Paragraphen über Gott an der Reihe waren! Wir schrieben das Wesen Gottes säuberlich in unsere Hefte, wir haben uns begeistert für eure Formulierungen, wir haben euch gedankt, weil wir glaubten, ihr hättet uns Waffen geschmiedet gegen den Materialismus. Und der Materialismus kam, kam über uns wie ein gepanzerter Riese mit eiserner, erbarmungsloser Faust und zerschlug uns den Gott, den ihr uns gabt. Denn was ihr uns gabt, war auch Materie, der Materialismus der theologischen Formel. Hätten wir uns darauf versteift, es wäre wahrhaftig bequemer gewesen. Es wäre auch gleichgültig gewesen, ob eure Formeln alt oder neu waren. Sie waren Materialismus, nur feiner, dünner, nur versteckter, haltloser, als der, der

sich als solcher bekennt. Das Gröbere verschlang das Zartere. Ihr habt uns Gott nicht gegeben.

Nun haben wir uns auf den Weg gemacht, ihn zu suchen. Nun zerbrechen wir die Ketten, mit denen ihr uns bandet. Und in der Freiheit, die wir atmen, ist er uns näher, größer. Der Weg, den wir gehen, ist einsam. Ob unser auch viele sind, jeder wandelt für sich. Keiner will ans Ziel getragen werden. Wir räumen alle Bequemlichkeiten aus dem Wege. Wir haben die Augen für Gott aufgeschlagen. Wo wir ihn früher suchten, in den Höhen, da ist er nicht. Er hat sich unter die Menschheit gestellt, ihr Aufwärtstrieb zu geben, er ist hinter sie gegangen, ihr eine verzehrende Vorwärtssehnsucht zu geben, er hebt und treibt, er hält uns nicht fest. Und je kräftiger wir sein Tragen und Treiben spüren, desto weiter wird vor und über uns der Bewegungsraum, desto weiter das Ziel. Und wir sind nicht traurig, wenn er uns stets wieder entrückt wird, wir jubeln über diese Weite. Wir haben eine vollkommene Freude.

Wir wollen die Natur kennen lernen. Nicht suchen wir in erster Linie eine wissenschaftliche Erkenntnis zu gewinnen. Es wäre betrübend, wenn man Mensch nur werden könnte, indem man Naturwissenschaft studiert. Wir wollen in das naturgemäße Verhältnis zu ihr kommen; denn sie ist die Mutter, die uns geboren hat. Und wir lassen uns unsere Mutter nicht weiter schelten, als wäre sie ein gefallenes Weib. Die Natur ist besser als ihre Verleumder. Wie bequem, die Natur verantwortlich zu machen für „die Sünde"! Sie

ist das Gebiet, an das Gottes Arbeit manchen Weltentag gebunden war, und wir sehen die Spuren Gottes in der Natur. Wir haben in ihr die Mutter erkannt, die voller Sehnsucht darauf wartet, daß ihre Kinder das werden, wozu sie sie geboren hat, die Mutter, die uns Kräfte gab; diese Kräfte haben geschlummert, sind erstickt unter dem Schutt menschenfremder Kulturen. Aber die treue Mutter pflegt und erhält sie; darum kommen wir von ihr nicht los. Wir halten es nicht mehr für eine Schande, Naturkinder zu sein.

Noch sehen wir nur ihre Außenseite. Und ob wir in die Geheimnisse der Moleküle, in das Weben der Atome, in das Walten der mechanischen Gesetze hineinschauen voll Staunen und Verwunderung, es ist ja alles erst ihre Außenseite. Unsere Mutter aber hat ein Herz, ein klopfendes Herz, das wollen wir schlagen hören.

Uns ist, als habe es einer schon gehört. Aber es ist lange, lange her. Der hat sich warm und sicher — nein, kühn und wagemutig in ihren Schoß gebettet. Der hat ihre Seele atmen hören, ihr innerliches Weben verstanden. Und was er aus diesem innerlichen, zarten Verhältnis zur Natur heraus sagte und tat, verstanden die Menschen in ihrer Veräußerlichung, ihrer Seligkeit in mechanischen Begriffen nicht. Darum wunderten sie sich und nannten „Wunder“, was Zeichen wahrhaftiger Bekanntschaft zwischen Mutter und Sohn waren. Er hat gewiß die ewige Gesetzmäßigkeit der Natur nicht durchbrochen. Er hat die Versuchung zur Auflehnung gegen die Naturgesetze sogar abgewiesen. Aber

wie die Theologie nichts anderes kann, als die mechanischen Gesetze äußerlich-religiösen Geschehens aufzudecken und uns damit dem Höchsten gegenüber vor ein gähnendes ignoramus zu stellen, so kann die Naturwissenschaft, wenn sie Wissenschaft bleiben will, nur die Gesetzmäßigkeit stofflicher Vorgänge konstatieren. Wenn die Wissenschaft anfängt zu weissagen, so wird's lächerlich, wie der rätselvolle Häckel bewiesen hat. Wenn das, was Jesus tat, also außerhalb des Gebietes der naturwissenschaftlichen Arbeit fällt, wenn heute, heute in Menschen von Fleisch und Blut ähnliche Kräfte erwachen und ähnliches unerklärliches Wissen an den Tag bricht, wie in den Tagen Jesu von Nazareth, so —ist es natürlich das Einfachste, zu sagen, die Dinge seien nicht geschehen, weil sie nicht geschehen sein können, weil sie „wissenschaftlich unmöglich" sind. So hat auch jener Arzt gesagt, als ihm ein längst aufgegebener Patient in blühender Gesundheit begegnete: „Wissenschaftlich sind Sie tot" — aber der Mann lebte, zum Ärger des Arztes.

Wenn also Dinge geschehen sind, sie sich beim besten Willen nicht auf das Prokrustesbett der bisher bekannten Naturgesetze spannen lassen, — nun — so schließe ich — so gibt's also ein Verhältnis des Menschen zur Natur, so gibt's ein Weben in derselben, das sich eben auf keine Formel bringen lassen kann — vielleicht auch nicht will. Es offenbart sich nur den Menschen, die nicht bei dem Materialismus der Formel stehen bleiben. Man braucht von der ersehnten Weltformel der Naturwissenschaft gar nichts zu wissen, und kann doch in-

timer mit der Natur verbunden sein, als die Kenner ihrer äußerlichen, mechanischen Gesetze. Ebenso wie man nicht Theologe zu sein braucht, um Gott zu kennen.

Wollt ihr uns sagen, das seien vage Phantastereien? Dann mögt ihr noch so stolz auf euer Weltwissen, auf eure zeitgemäße Bildung sein, mögt auf der Höhe der Zeit stehen, ihre Tiefen kennt ihr nicht, ihr seid Väter.

Im Grunde verschlägt es nichts, ob die Väter „den alten Glauben“ oder kühnen Unglauben zu ihrem Bekenntnis gemacht haben. Die Väternatur beruht nicht auf Glaubensbekenntnissen, sondern auf geistigen Blutstockungen, auf einer Verkalkung der Lebenstätigkeit.

Wir suchen ein innerliches Verhältnis zu unserer Mutter, der Natur. Wir meinen, uns damit nicht in Rückwärtsbewegung zu befinden. Sondern glauben, das, was wir sein sollen, erst dann werden zu können, wenn wir in das naturgemäße, den Gesetzen der Abstammung entsprechende Verhältnis zur Natur getreten sind. Das aber kann nicht mit dem Seziermesser und dem Mikroskop gefunden werden. Wir wollen uns nur auf die Wurzeln stellen, denen wir entwachsen sind. Und wir glauben, daß uns ein ungeahnter Reichtum neuen Erlebens, heiligen Wissens, kraftvollen Könnens blüht.

Wir wollen die Menschen kennen lernen. Darum achten wir die Formen nicht, die trügerischen Gewänder, die man ihnen umgehängt hat. Wir haben vor ihnen keine Ehrfurcht mehr, weil sie dies und das

haben oder sind. Sie sind uns zu wertvoll, als daß wir sie nach einer Kulturschablone beurteilen könnten. Der gegenwärtige Kultur-, Religions- und Nationalzustand ist ja nur eine Episode in ihrem Leben. Und was ein Mensch, abgesehen von diesen Göttern, noch hat und ist, — das ist er wirklich, darin ist er wertvoll.

Ich weiß wohl, daß die Väter den Menschen im allgemeinen sehr gering bewerten. Er muß erst der Väterschar sich einreihen, ehe er brauchbar ist. Er muß erst alle Achtung vor sich selbst verloren haben und fremdes Verdienst sein eigen nennen, ehe man Hoffnung für ihn hat. Ich kenne aber keinen schmachvolleren Mißbrauch von Bibelworten, als den, der der Herabwürdigung des Menschen dient. Es ist nur gesunder Wahrheitssinn, nur gerechtfertigte Freude an dem noch nicht erkannten Menschentum, es ist heilige Menschennatur, die sich sträubt gegen solches Niedertreten in den Staub. Was das Neue Testament unter „Buße" versteht, ist nichts weniger, als die Vernichtung der Selbstachtung des Menschen. Und was die Bibel „Bekehrung" nennt, ist alles andere als ein Verlassen menschlicher Art zu Gunsten irgend welcher menschenfremden Daseinsweise. Beides, Buße und Bekehrung, sollen sie etwas Gutes, Förderndes sein, können nur in der Richtung liegen, in der der Mensch in seine Bestimmung, sein Wesen hineinwächst. Es ist die verderblichste Erscheinung der Reaktion, daß man den Menschen von seiner Art, seinem Wesen, seiner Natur trennen will. Die oft weibische Klage

über die Schlechtigkeit der Menschen hat ihren Grund in der Anmaßung, sie, anstatt aus ihrer unnatürlichen Situation sie zu erlösen, in eine solche hineinbekehren zu wollen. Das letztere ist freilich das Leichtere und hat auch Erfolge, — die nicht „Segen" bedeuten, wie man sich einredet — aber ich wollte, diese Erfolge hätten ein Ende, und der Segen käme über uns! Und — wie kann man die Menschen kennen lernen, wenn man sie durch unvernünftige, anmaßende Forderungen in einen Zustand der Verärgerung bringt, in dem sie, dem Trieb der Selbsterhaltung folgend, alle unnatürliche, angelernte Unart spielen lassen!

Die Menschennatur ist gut, ist heilig. Sie ist es, sofern in der Entwicklung der Welt alle Dinge gut und heilig, die werdefähig sind, die Zukunft, die Vollendung in sich bergen.

Mir scheint, es hat einer vor langer, langer Zeit die Heiligkeit und Unantastbarkeit der Menschennatur konstatiert, einer, auf den sich ihre Verkläger berufen. Er hat sich unter die Verklagten gemischt, unter die, die am deutlichsten die Gottwidrigkeit menschlicher Natur hätten offenbaren können. Sie hatten glücklicherweise noch kein Dogma der Erbsünde; statt dessen trugen sie den Schmerz und den Zorn in ihrer Brust wider ihre Verächter. Es trat ihnen in dem freundlichen, seltsamen Manne auf einmal ihre eigene Natur in voller Lauterkeit und Unverfälschtheit vor Augen. Da rang sich aus der Tiefe ihrer Seele das Sehnen los, das nur Jesus ganz verstehen konnte: Du Mann von Nazareth, gib uns unsere Natur, das verloren ge-

gangene Ich, unser ewiges, ewig wachsen wollendes Leben wieder. Jesu, lieber Meister, lehre uns wieder Menschen zu sein!

Seitdem Christus über die Erde gegangen ist, hat dieses Sehnen kein Ende nehmen können. Es ist verschüttet, geknebelt, scheintot gemacht worden — aber so oft ein Morgen graut in dem ewigen, gigantischen Gange der Weltzeiten, so oft hebt dieses Sehnen wieder an, so oft ruft's in die übersatte Kultur hinein: „Wir wollen nicht Affen wechselnder Moden bleiben" — und in die Religionssysteme donnert's: Wir wollen nicht Drahtpuppen sein, an euren Bändern gezogen, wir wollen Menschen sein, die wissen, was Leben und Seligkeit ist!

Heilige, unvergängliche Menschennatur! Dich hat Gott geschaffen und mit unvertilgbaren Kräften ausgestattet! Gegen deine Träger mußt du dich wehren; sie wollen dich knechten unter ihren Aberwitz! Aber du wirst zerreißen ihre Bande und von dir werfen ihre Seile! Wir spüren dein Weben auf den Höhen und in den Tiefen. Du blutest an deiner Ferse; du aber wirst endlich den Schlangenkopf zertreten, — dann wird der Mensch geboren, dann geht die Sonne auf, dann bricht der Tag an, dessen wir harren, der Tag Christi!

Wir wollen Christus kennen lernen. Nicht, als hätten wir ein sonderliches Interesse an der Lehre über die „zwei Naturen" in ihm, die göttliche und die menschliche; nicht, als ob uns irgend eine Theorie über den „Heilswert" seines Todes in Erregung brächte.

Die Nacht, in der die Christologie die Menschen von Christus fernhielt, ist ja nun endlich bald vorüber.

Nein, wir haben ein ganz persönliches Interesse an Christus. Uns interessiert seine lebendige Person. Er hat uns schon beeinflußt, ehe wir es recht merkten. Manches, das uns wie eine reife Frucht in den Schoß gefallen ist, ist an dem Baume seines Lebens gewachsen. Aber wir haben nur Erstlingsfrüchte geerntet. Uns verlangt nach mehr. Wir haben seine Fülle noch kaum geschaut, viel weniger ausgeschöpft.

Wir möchten Lehrlinge werden in seiner Werkstatt. Wir haben einmal hineingeschaut im Vorübergehen, aber man erzählte uns, sie sei ein Allerheiligstes, in das keines Menschen Fuß treten dürfe. Und doch erinnern wir uns, daß Fußspuren von Menschen auf ihrer Schwelle standen und hineinwiesen. Nicht viele; die meisten müssen vorübergegangen sein. Ob wir es wagen dürfen, bei ihm einzukehren? In der nervösen Vielarbeiterei der Welt haben wir keinen Plan, keine Einheit und keinen erquickenden Zweck gefunden. Das ist uns unerträglich geworden. Und weil es nur noch historisches Interesse für uns haben kann, was man früher über Christus gesagt hat und was man jetzt über ihn sagt, so gingen wir zu ihm selbst und klopften an seiner Türe an, — mit zitterndem Herzen. Die Riesenmaße seiner Werkstatt haben uns erschreckt, haben uns aber auch mit großen Hoffnungen erfüllt. Hier wird große Arbeit getan. Hier wird Großes gebaut. Hier ist Plan, Einheit, Ziel.

Wir sahen, daß andere vor uns hineingegangen waren, um Lehrlinge zu werden. Einige hatten ihre Sache gelernt und ihre Arbeit getan. Die hatte der Meister zur Ruhe gesetzt, sie waren davongegangen. Andere waren an der Arbeit. Sie richteten die Werkzeuge her und schafften Schutt und Staub beiseite. Wieder andere schienen eine Pause gemacht zu haben und zu neuer Arbeit sich zu rüsten. Sie banden das Schurzfell um und entblößten sehnige, arbeitsgewohnte Arme.

Es waren bekannte Gesichter, die ich sah. Menschen, die ich längst tot glaubte, waren in Christi Werkstatt an der Arbeit. Einer hieß Paulus von Tarsus. Zwei große Arbeitsperioden hatte er hinter sich, jetzt nahm er nach langer Pause den Hammer wieder zur Hand. Martin Luther hieß ein anderer. Der brannte darauf, daß der Meister das Zeichen zum Beginn der Arbeit gebe. — Und ich sah Gesichter dort, die mich überraschten, von denen ich fast überzeugt gewesen war, sie überall — nur nicht in Christi Werkstatt zu finden. Neben den stürmischen Naturen eines Paulus, eines Luther — ein kleiner bedächtiger Mann, der erst jeden Hammerschlag lange erwog; aber dann machte er feine Arbeit: Kant. Und mit sinnendem Blick, wie wenn er auf eine Offenbarung warte, saß ein anderer da; ein mächtiges Haupt, von wirrem Haar umrahmt, ein Antlitz voller Hoheit, Hände, wie geschaffen, an dem Bilde des Meisters mitzuarbeiten: Beethoven. Und mit glühendem Auge stand einer zur Seite, ein Bild und ein Schöpfer der Schönheit zugleich, Kenner und Meister

des Lebens. Auch er hatte an dem Werke gearbeitet, und, wie es schien, war seine Arbeit noch nicht zu Ende: Goethe.

Manchen noch sah ich, den die Väter dort nicht suchen. Und mehr noch vermißte ich, die ich sicher hier zu finden meinte. Männer und Frauen, denen eine Kirche den Heiligenschein ums Haupt gewoben hatte, oder deren Frömmigkeitsruf, deren „Segensspuren" das Land erfüllten — wo sind sie geblieben? Sie waren augenscheinlich zu der ernsten Arbeit in Christi Werkstatt nicht zu gebrauchen.

Es schien, als wolle der Meister das gewaltige Bild, dessen Formen aus dem schneeigen Marmor noch hervorleuchteten wie unter einem Schleier, um ein wichtiges Stück fördern. Er saß da mit brennendem, prüfendem Blick und schaute ernst an dem Bilde empor. Seine Gehülfen lasen in seinen Augen, sie verstanden den Schöpferwillen des Meisters.

Und über dem Meister und seinen Gesellen lag bei dem Ernst der neubeginnenden Arbeit ein heiterer Friede. Der teilte sich uns mit. Wir sollten Zeugen sein eines Werdens, eines Entstehens. Da regten sich uns die Hände, da fragten wir nach Werkzeugen, und der Meister gab uns einen Meißel zur Hand und einen Hammer. Ungeschickt waren die ersten Hammerschläge, aber unter den Augen solch eines Schöpfermeisters lernt sich's — nun üben wir unverdrossen und arbeiten mit — wir sollen ja Werden, Entstehen erleben. Danach hungert uns nach all dem Todesgeruch.

„Da fragten wir den Meister: „Meister, wessen ist das Bild, das du schaffst?"

Und er antwortete: „Euer Bild, der Menschheit Bild!"

Das durchzuckte uns, wie wenn in finsterer Höhle nach langem Irren und Suchen ein Lichtstrahl uns den Ausgang gezeigt hätte.

Durch die Jahrhunderte und Jahrtausende ist Christus an der Arbeit, aus rohem Gestein die Menschheit herauszumeißeln. Das ist der leitende Geist, das ist die Wahrheit, die von ihm ausgeht. Das ist sein Schaffen und Erlösen, daß er den Keimen und Trieben, die Mensch werden wollen, die Wege bahnt, Hüllen und Schleier nimmt, und ihr Wachsen beschirmt — und ihre Vollendung sichert.

Nun wissen wir, was Christus will. Aber wir kennen ihn damit noch nicht ganz. Mit seinem Werke zusammen wächst er uns von einer Herrlichkeit zur andern.

Doch — ich versichere euch — wir vergessen auch der uralten Delphischen Weisheit nicht: Erkenne dich selbst! Nur haben wir in der müßigen Unrast theoretischer Überlegungen und Kämpfe die heilige Stille zur Einkehr nie gefunden. Wir waren nahe daran, den Weg zu uns selbst zu verlieren.

Wir sind ungerechte Richter gewesen, wir haben uns selbst verurteilt, ehe wir uns kannten. Und das Urteil war hart, grausam hart. Es lautete auf Verdammnis. Zum Glück hat sich kein Urteilsvollstrecker gefunden, so daß wir das Licht noch sehen dürfen.

Als Gesetzbücher bei unserer Selbstverdammung dienten uns ehrwürdige Folianten, in denen mit viel Fleiß und Scharfsinn unsere Sünden zusammengetragen waren, noch ehe wir sie getan. Da die Strafe, die wir uns zugedacht, nicht eintrat, so besannen wir uns, ob Verbrechen und Strafe in einem gerechten Verhältnis zueinander stehen, — ob wir ein Recht hätten, uns zu richten, ob ein Gericht überhaupt der Sinn, das Ziel des Geschehens sein müsse.

Da lösten sich nach und nach die Bande, mit denen wir an das gesetzliche Wesen gebunden waren. Gesetz muß ja richten. Aber das richtende Gesetz hat der Christus, wie wir ihn kennen, abgetan. Er knüpft in seiner erlösenden Arbeit nicht an das „böse Gewissen", nicht an eine künstlich genährte Angst vor dem Gericht an — sondern er berührt die Menschen da, wo sie allein berührt werden können, an ihrem Menschsein, ihrem Menschseinwollen. Unter dieser innerlichen Berührung mit dem Geiste Christi zerfielen alle die schönen Theorien über den „natürlichen Zustand des Menschen" in Staub. Wir fühlten einmal unsern Pulsschlag, wir sahen uns einmal selbst.

Ja, da haben wir Buße getan. Es kam eine schmerzliche Erkenntnis über uns. Wir hatten um Gott geeifert und hatten ihm Hekatomben geopfert. Wir waren die Wege des Saulus von Tarsus gewandelt, nur etwas feiner, gebildeter. Wir hatten um Güter gekämpft, die unser nicht wert waren. Wir hatten das Gefühl, als hätten wir „in die Luft gestrichen". Was wir für Güter hielten, waren Theorien, vielleicht gute, richtige, viel-

leicht schlechte, falsche, — aber es waren Theorien, und unsere Seele erstickte schier in ihrer Fülle. Es war eine große Demütigung, einsehen zu müssen, daß das Beste, was wir geleistet zu haben glaubten, wertlos war, — und daß unsere Seele, an deren Heil uns ja alles lag, dürr, sterbensmatt nach einem Tropfen Wassers lechzte.

Jetzt mußten wir verkaufen alles, was wir hatten, jetzt mußten wir absagen allem hinter den Büchern und am Schreibtisch Errungenem, jetzt wurden wir auf uns selbst gestellt — ganz allein — jetzt halfen uns keine Theologien mehr, jetzt waren alle Krücken zerbrochen. Klare, herbe Luft wehte uns an. Wir standen gegenüber dem — Nichts.

Das war die Krisis. Und sie führte zur Gesundung. Hatte vorher unser Verstand, oder unser ästhetisches Gefühl, oder unser Zusammengehörigkeitsbedürfnis mit anderen Menschen die Richtung gegeben, — jetzt wurden Stimmen im Innern laut, die bisher geschwiegen hatten — oder übertönt worden waren. Sie schrieen nun nicht mehr nach Schönheit, nicht nach Klarheit und Ebenmaß der Gedanken, — daß ich es grob sage — nicht nach einer Brille, durch die man das Leben anschauen könne, nicht nach Variationen über Gott — sondern wie aus dem Urgrunde unseres Seins, wie aus Tiefen, in denen mehr als das Gestern und Ehegestern schlummerte, seufzte es nach Realitäten; wir wollten mit unseren Ohren hören, mit unseren Augen sehen, mit unseren Händen betasten.

Gott und Leben — die einfachsten Dinge, mit

denen wir andere so leichtfertig hatten spielen sehen wie mit runden, glatten, abgewaschenen Kieselsteinen aus dem seichten Bache — Gott und Leben, von denen wir geredet hatten, als handle es sich um die selbstverständlichsten Dinge der Welt — Gott und Leben, sie rangen sich in uns los als die ewigen Welträtsel, als die tiefste Sehnsucht, als die Ahnung, sie — und sie allein müßten in ihrer harten, beglückenden Realität den Sinn alles Seins, den Sinn, das Ziel unseres Seins bilden.

Von da an standen wir nicht mehr dem Nichts gegenüber. Wir waren aus dem Schein- und Trugwesen in greifbare Wirklichkeit gestellt. Die Stimmen, die in der Einsamkeit ertönen, verhallen nicht. Die Sehnsucht, die nicht ruht, bis sie aus den schwindelnden Höhen der Begriffe an die Wurzel der Dinge gedrungen ist, bleibt nicht gänzlich ungestillt. Es kam ein — vielleicht theologisch von heute „inkorrektes", jedenfalls beglückendes Verständnis für prophetische Naturen über uns. Das gab unserer Hoffnung Schwingen.

Gott! — Dich will ich schauen! Leben! — Dich will ich fassen!

Es ist die Fülle meines Lebens, mich zu sehnen nach Gott, dem lebendigen Gott. Es ist mein Verlangen, das Leben zu leben in seiner ganzen Weite und Größe. In diesem Sehnen und Verlangen habe ich mich gefunden — dieses Sehnen und Verlangen — das bin ich!

Du gottgesegnete Delphische Weisheit! Du hast mir die Freude wiedergegeben, Mensch sein zu dürfen.

Menschsein ist keine Schmach und Qual mehr. Menschsein ist jubelnde Lust, denn im Menschsein reichen das Gestern und das Morgen sich die Hände, im Menschsein ringen und siegen die Pläne Gottes, im Menschsein *wird* die Menschheit.

Nicht, als *hätten* wir Gott und das Leben! Wir haben nichts im Vergleich zu dem, das wir hoffen. Aber eine Hoffnung haben wir, und von der Hoffnung leben wir. Noch wandeln wir wie im Traum und lassen uns gern Träumer schelten. Wir sind da in guter Gesellschaft. Noch ist unser Bild von der Hand des Meisters nicht ganz herausgeschält aus dem rohen Marmor. Noch haftet uns Fremdes, noch Unnatur an. Noch ist nicht erschienen, was wir sein werden. Wenn es aber erscheinen wird, dann tritt, lebendig von göttlichem Hauch, aus der Felswand unser Bild, der Menschheit Bild, hervor, angetan mit Würde und Hoheit, erfüllt mit einem Geiste, der Feuer, belebt von einem Leben, das Sturm ist — und alle Welt wird staunen und *anbeten*!

Der Menschheit Bild ist Christi Bild.

Dann ist aus Morgen und Abend wieder ein Weltentag vorüber. Ein Tagewerk ist getan. Ein neuer Morgen geht auf. Was mag der Tag uns bringen!

Väter und Söhne — noch stehen sie widereinander. Wie mögen heute jene Väter, die in Jesu Tagen die ewige Reaktion repräsentierten, die Dinge ansehen? Was mögen die Väter, die die Reformation hindern

wollten, zur Entwicklung der Menschheit sagen? Sie stehen jetzt mit ihrem Geiste in der Welt, in der alle Täuschung aufhört; denn wenn schon kein Atom in dem All der Natur verloren geht, wenn die sorgsame Mutter sie alle treulich bewahrt, wie sollte sie Menschen aufgeben, wenn sie aus einem Aggregatzustand in den andern gehen!

Jetzt sind jenen Vätern die Machtmittel der Reaktion genommen. Die ganze Sinnlichkeit ist wie ein Gewand von ihnen abgefallen. Jetzt ist ihnen das Licht greller und die Dunkelheit dunkler. Jetzt ist ihnen lebendiger das Leben und quälender der Tod. Jetzt sind sie nur Geister. Und sie sind die Wolke von Zeugen, die unserm Kampf zuschauen. Sollte die Bewegung der Geister sie unberührt lassen? Sollten sie nicht mit ergriffen werden von der großen Weltsehnsucht, der ewigen Menschheitssehnsucht nach einer Erlösung? Sollte die Johannesnatur, die uns eingeimpft ist, sie völlig in Ruhe lassen?

Ich glaube, sie können auf die Länge dem hinreißenden Zug der Entwicklung der Welt nicht widerstehen. Ihre Kämpfe und Nöte kenne ich nicht. Die Wege, die sie gehen müssen, weiß ich nicht. Ich denke mir nur, bei ihnen tobt heftiger der Kampf, ist dorniger der Weg. Aber, da sie dem Urgrund der Dinge, dem Fluß der Zeit näher stehen als wir, so müssen sie, ob sie wollen oder nicht, aufwachen, wenn ein neuer Tag graut. Und ich glaube, sie haben sich gefreut, als sie den Morgen sahen, und haben mit den Söhnen einer neuen Menschheitsperiode Gott gedankt, daß sie

nicht mehr allein waren in der furchtbaren Einsamkeit der Geister, daß ihre Herzen bekehrt waren zu ihren Kindern.

Ich glaube an die Erlösung der Geister, an die Bekehrung der Väter.

Darum sehe ich ohne Angst, ohne Sorge die Tätigkeit der Väter von heute an. Im Grunde ist es gleichgültig, was sie zu dem Werden und Weben unserer Zeit denken und sagen. Aufhalten können sie uns nicht. Die Wahrheit geht ihren Weg — rücksichtslos. Und wenn sie in neuer Klarheit offenbar wird, wenn erlöste Menschen ein neues Lied in neuer Weise singen, wenn dann das Seufzen der Kreatur gestillt ist und sie in den freien Dienst freier, starker Menschen tritt, dann werden Väter zu Söhnen werden, dann ist wahr geworden, was von dem Täufer gesagt war:

„Er wird die Herzen der Väter bekehren zu ihren Kindern."

Hans Wegener.



DIE
GEHEIMEN ERFAHRUNGEN DER PROPHETEN ISRAELS.
EINE RELIGIONSPSYCHOLOGISCHE STUDIE.

Die gegenwärtig mächtig aufstrebende Religionsgeschichte mit ihrer Freude an der geschichtlichen Besonderheit und die Moderne mit ihrem Interesse für okkultistische Erscheinungen haben die alttestamentliche Prophetie, deren Verständnis so lange Zeit durch eine einseitige dogmatische Betrachtung und dann durch den rationalistischen Sinn verschüttet war, gewissermaßen erst wieder entdeckt, und die Personen der Propheten, die die Orthodoxie nur als das gleichgültige Organ einer übernatürlichen Offenbarung ansah, und die der Rationalismus nur als fromme Lehrer und würdige Prediger schätzen konnte, stehen, aus dem Schlafe von vielen Jahrhunderten erwacht, jetzt wieder greifbar deutlich vor unseren Augen. So mag es ein Thema sein, das auch den Laien interessieren wird, wenn man versucht, das eigentlich „Prophetische" an diesen Propheten darzustellen.

Wir haben über die Propheten im Alten Testament zwei Arten von Quellen. Unter den Propheten stehen an erster Stelle diejenigen, die selber geschrieben haben, die sogenannten „schriftstellerischen" Propheten, deren erster für uns Amos ist, und deren Hauptvertreter Jesaias, Jeremias, Ezechiel sind. Diese Männer sind dem Religionshistoriker der Höhepunkt des Alten Testa-

ments, und auch für unsern Zweck sind ihre Bücher Urkunden ersten Ranges: denn sie berichten selber, was sie erfahren haben. — Ihnen aber sind andere voraufgegangen, die gleichfalls „Propheten" heißen und das eigentlich „Prophetische" mit ihnen teilen, die aber selber nicht geschrieben haben. Was wir über diese Männer wissen, stammt aus den Kreisen ihrer Anhänger; es sind volkstümliche, poetische, sagenhafte Erzählungen, die von ihnen handeln, Erzählungen also, die eben wegen dieser Sagenhaftigkeit mit Vorsicht benutzt werden müssen. Auch religionsgeschichtlich angesehen, treten diese Propheten hinter den großen Schriftstellerpersönlichkeiten ihrer Nachfolger zurück. Wir tragen diesem Umstand Rechnung, wenn wir im folgenden den Ton auf die schriftstellerischen Propheten legen und nur eine verhältnismäßig kurze Übersicht über ihre Vorgänger voraufschicken. Diese freilich ist nötig, da vieles in den schriftstellerischen Propheten nur dann deutlich gemacht werden kann, wenn man die früheren kennt.

Wir hören von den Propheten zum ersten Male in einer uralten, halb sagenhaften Erzählung, die das erste Zusammentreffen Sauls mit Samuel berichtet. Als Saul von Samuels Stadt heimkehrt, begegnet ihm bei der „Gotteshöhe" ein Schwarm Propheten (Nebiim, Plural von Nabi); vor ihnen her allerlei Musik: Harfe, Pauke, Flöte, Zither, und sie „rasten" (hithnabbe), d. h. sie gerierten sich als „Nabi", waren in dem Zustande des „Nabi". Da fiel auf ihn Jahves Geist, und er raste mit ihnen und verwandelte sich in einen andern Menschen. — Hier

hören wir also, daß es im alten Israel sonderbare Personen gibt, die einen ganz anderen Eindruck machen als alle übrigen. Ein Prophet ist „ein anderer Mensch". Zuweilen, nicht immer sind sie in dem Zustande, der für sie eigentümlich ist, in dem sie „Nabi" sind. Was sie eigentlich in diesem Zustande tun, wird hier nicht gesagt, sondern als bekannt vorausgesetzt. Aber wir hören, daß sie darin umhergehen: sie ziehen darin über Land; ferner, daß dieser Zustand über sie gemeinschaftlich kommt; sodann, daß sie sich dabei musizieren lassen; schließlich, daß diese Dinge sehr ansteckend sind: Saul, der in ihre Nähe kommt und sie hört und sieht, wird davon überfallen. Dieser Zustand aber ist religiöser Art: jener Prophetenschwarm kommt gerade von der „Höhe", von dem Heiligtum Gottes her, wo er irgend etwas getan, irgend eine Feier begangen hat; von Jahves Geist wird das „Nabi"tum abgeleitet; Jahves Geist ist es, der den Menschen überfallen hat.

Eine andere Erzählung, noch stärker legendarisch gefärbt, die, insofern sie ein geschichtliches Ereignis wiedergeben will, nicht zuverlässig ist, aber doch geschichtliche Zustände getreulich schildert, ist die von Davids Flucht von Saul zu Samuel. Saul schickt Boten aus, um David zu ergreifen. Aber als sie nach Rama kommen, ist dort gerade eine Prophetenversammlung. Die Propheten „rasen" (nibba), und Samuel steht vor ihnen. Als das die Boten Sauls sehen, gerät der Gottesgeist auch auf sie: auch sie kommen ins Rasen (hithnabbe). Saul sendet zum zweiten und zum dritten Male, immer mit demselben Erfolg. Schließlich macht er

sich selber auf. Aber ehe er noch am Ort angekommen ist, gerät der Geist auch auf ihn; und so „raste“ er schon im Gehen, bis er in die Versammlung kam. Da zog auch er seine Kleider aus und „raste“ wie die andern vor Samuel und lag nackend da, den ganzen Tag und die ganze Nacht. — In dieser sehr anschaulichen Erzählung werden uns zum Teil die früheren Beobachtungen bestätigt, zum Teil erhalten wir neue hinzu. Auch hier hören wir, daß dieser Zustand über die Propheten in der Gemeinschaft kommt, daß er religiöser Art ist, und daß er höchst ansteckend wirkt. Wer in die Nähe solcher Prophetenkonventikel kommt, der mag sich nur in acht nehmen, daß er nicht von dem Geiste ergriffen werde. Dieser Zustand aber, so dürfen wir hier zwischen den Zeilen lesen, kann von den Propheten hervorgerufen werden; sie nehmen gemeinschaftlich gewisse Exercitien vor, um den Geist zu wecken, und einer leitet solche Übung als ihr Herr und Meister. Besonders interessant aber ist, daß das Tun der Propheten hier etwas genauer beschrieben wird: wer ins „Rasen“ kommt, der reißt sich die Kleider vom Leibe und liegt nackend da. Und lange Zeit hält ein solcher prophetischer Anfall vor: man liegt dann da, einen ganzen Tag und eine ganze Nacht.

Aus diesen und ähnlichen Schilderungen können wir eine ziemlich deutliche Anschauung vom „Nabi“ der ältesten Zeit gewinnen. Das alte Israel kennt Menschen, die mit einer gewissen Regelmäßigkeit in eigentümliche, sonderbare und gewaltsame Zustände fallen. Der Eindruck, den sie auf ihr Volk machen, ist der von

Rasenden. Das Wort hithnabbe wird auch von der Geisteskrankheit Sauls gebraucht, die gleichfalls religiös gedeutet wird: sie wird auf einen bösen Geist von Jahve zurückgeführt. Wer pietätlos von den Propheten redet, der nennt sie einfach „Verrückte". So hören wir einmal, daß jemand den Priester von Jerusalem ermahnt, auf die Propheten und sonstige Verrückte, die im Vorhof des Tempels ihr sonderbares Wesen treiben, ein wachsames Auge zu haben. Ein andermal wird erzählt, wie hohe Offiziere, von denen ein Prophet soeben fortgegangen ist, fragen: was wollte denn der Verrückte da? Aus dem Neuen Testament dürfen wir die sonderbare Erscheinung des Zungenredens vergleichen, die gleichfalls als eine Wirkung des göttlichen Geistes gilt, und die von Böswilligen als Raserei oder als Trunkenheit mißverstanden werden kann. Auch im Alten Testament kann die prophetische Inspiration mit der Trunkenheit verglichen werden: der Prophet ist trunken von göttlichem Geiste.

Hervorgerufen wird der prophetische Zustand durch gewisse Übungen, die uns nicht näher beschrieben werden. Wir dürfen uns vorstellen, daß die Hauptsache dabei gemeinsames Beten gewesen ist. Auch rauschende Musik spielt dabei eine Rolle; so läßt sich Elisa, wenn er in Ekstase fallen will, einen Saitenspieler holen. Aber auch ganz unerwartet kann solcher Zustand über den Menschen kommen. Wer in prophetischer Ekstase ist, der liegt — so haben wir gehört — nackend am Boden; oder er zieht in der Schar der andern über Land. Von solchen prophetischen Wanderungen hören

wir auch bei Elias. Als Elias die Baalspropheten am Karmel durch ein Gottesurteil überwunden hat, als er mit allen Kräften seiner Seele einen Platzregen nach langer, zweijähriger Dürre vom Himmel herabgebetet hat, und sich nun endlich die Spannung der Atmosphäre und die Spannung seiner Seele entlädt, da kommt Jahves Hand auf ihn; er aber gürtete sich die Hüften, und dann rannte er vor dem dahinsausenden Wagen des Königs mitten im Unwetter von Karmel bis nach Jisreel. Der Geist Jahves, so sagt man, „trägt" dann den Propheten. Dabei kann der Mensch vielleicht auch zu Schaden kommen. Als Elias zum Himmel entrafft worden ist, da, so erzählt die Sage, haben die Prophetenschüler nach ihm auf den Bergen und in den Schluchten gesucht, ob ihn der Geist Jahves nicht etwa entführt und irgend wohin „geworfen" habe. Der Prophet hat in solchen Zuständen nicht mehr seinen eigenen Willen. Es ist etwas Unberechenbares in ihm. Elias hat einmal, so wird erzählt, den König an einen Ort bestellt; aber es wird ihm entgegnet: wenn dich nun aber der Geist Jahves faßt und, wer weiß wohin, entführt? — Solche Zustände wirken ungemein ansteckend. Daher gedeiht die Prophetie am besten in der Gemeinschaft. Die gewöhnlichen Propheten treten als Prophetenkonventikel auf, von denen wir in den Elias- und Elisageschichten hören. Da wohnen die Propheten zusammen; einer steht an der Spitze, den die andern als „Vater" verehren. Sie selber heißen „Prophetensöhne", d. h. Prophetengilde. Sie pflegen und pflanzen fort den prophetischen Geist, die Fähigkeit, Ekstasen zu erleben.

Nur die großen Männer unter den Propheten treten einzeln auf. Mehrmals hören wir von diesen, daß sie in den Bergen und Wüsten leben; so weilte Elias am Bache Krith oder auch am Horeb. Auch Johannes der Täufer ging in die Wüste. Jesus liebte die Einsamkeit der Berge.

Das Prophetentum, soweit es bisher beschrieben worden ist, ist nun keineswegs für Israel charakteristisch; es gibt, wie man in Israel sehr wohl weiß, Propheten ringsumher, und diese ausländischen Propheten werden von Israel ebenso, wie die einheimischen, „Nebiim" genannt. Wir haben in der Eliasgeschichte eine Schilderung der Baalspropheten von Tyrus, die mit israelitischem Prophetentum große Ähnlichkeiten zeigt. Als die Baalspropheten auf dem Karmel mit Elias streiten, wer der wahre Gott sei, und ihren Baal um den zündenden Blitzstrahl bitten, der ihren Gott beglaubigen soll, da tanzen sie um den Altar und rufen: Baal höre uns! So vom Morgen bis zum Mittag. Da höhnt sie Elias. Sie aber werden immer leidenschaftlicher, sie schreien mit lauter Stimme und machen sich Einschnitte nach ihrer Art mit ihren Messern, bis Blut an ihnen fließt. So kommen sie ins Rasen (hithnabbe); das dauert vom Mittag bis zum Abend. — Für uns ist in dieser Schilderung wichtig, daß darin Prophetentum und religiöser Enthusiasmus zusammengehören: am höchsten Punkte der religiösen Leidenschaft setzt die Ekstase ein; ferner hören wir hier etwas von den religiösen Übungen, mit denen man den Geist erweckt: es ist die Aufführung eines religiösen Tanzes, den wir

uns als sehr leidenschaftlich vorstellen dürfen. Als charakteristisch für phönizische Religion wird in dieser Sage bezeichnet, daß sich diese Propheten im Taumel selbst verwunden; wir hören aber dergleichen zuweilen auch in Israel. Es wird einmal gelegentlich vorausgesetzt, daß ein Prophet Narben an seiner Brust trägt und ebendaran als Prophet kenntlich ist; ein andermal heißt es, daß man einen solchen an der Stirne erkennt, vielleicht, daß auch hier an Narben gedacht ist, die er an der Stirne hat. Die Unterschiede zwischen Jahves und Baals Propheten sind also, soweit wir sehen, auf dieser Stufe nicht sehr groß.

Wenn nun schon das alte Israel selber für dies Prophetentum Analogien in andern Völkern und Regionen kannte, so ist es für uns, die wir bei weitem mehr Religionen übersehen, noch viel weniger singulär. Die Religionsgeschichte weiß von einer überwältigenden Fülle ähnlicher Erscheinungen aus allen Zeiten und allen Weltteilen. Aus alter Zeit sind die Bakchanten und Mänaden im Dionysusdienst zu nennen, die Pythia zu Delphi, die Priester der großen syrischen Göttin und der Kybele. Im Neuen Testament ist das Zungenreden und der Glaube an die Wirkung böser Geister in den Dämonischen zu vergleichen. Noch aus neuester Zeit erzählen die Reisenden aus dem Orient von den rasenden Derwischen. Viel dergleichen Material ist von Tylor, Anfänge der Kultur, Bd. II, zusammengestellt worden.

Überall treffen wir den Glauben, daß solche wilden ekstatischen Zustände Wirkungen der Gottheit sind.

Wer ihnen unterliegt, der empfindet deutlich, wenn er nachher darüber nachdenkt, daß etwas Fremdes in ihn eingedrungen war, etwas Höheres, was ihn zwingt. Er hat diese Dinge nicht hervorgebracht, sondern sie haben ihn überwältigt. Und auch dem fremden Beobachter drängt sich das Schauerliche, das Geheimnisvolle solcher Zustände auf. Wer etwa einen Dämonischen beobachtet, wie er schrecklich hin und her gerissen wird, der kann nicht zweifeln, daß es eine fremde, grausame Macht ist, die ihn gepackt hat. Diese Erscheinungen müssen die Äußerungen eines anderen Wesens sein, das der Seele ähnlich ist, aber nicht die Seele selbst, mehr als die Seele: es sind die Äußerungen der Gottheit, die so wunderbar in dem Menschen wirkt. Diese Schlußfolgerung ist dem Antiken so leicht und natürlich, daß sie sich überall findet, wo man solche Zustände kennt.

So denkt auch der alte Israelit. Er leitet die Ekstase der Propheten von Jahves „Geist" ab. „Geist" nennt die hebräische Antike die göttliche Kraft, die er in solchen und ähnlichen Erscheinungen wahrnimmt. Als Simson auf dem Wege nach Timna einem Löwen begegnet, da fällt Jahves Geist über ihn, und, obwohl er keine Waffe bei sich hat, greift er den Löwen an und zerreißt ihn. Das ist Jahves Geist! So hat man auch den Wahnsinn in alter Zeit von „einem bösen Geiste von Jahve" abgeleitet und den Wahnsinnigen heilig gehalten. Gottes Geist bewirkt also, nach dem Glauben Israels, alles das, was eine übermenschliche, rätselhafte Kraft im Menschen verrät: das geheimnisvoll Furcht-

bare im menschlichen Leben. Und die charakteristische Wirkung des Geistes ist im Alten Testament das hithnabbe, der Zustand des Propheten. Im Propheten empfindet der Israelit mehr als bei jedem andern die Wirksamkeit des Geistes.

Dies ist das älteste Prophetentum: eine heilige Raserei, gedacht als Wirkung der Gottheit. Wir beobachten dies „Nabi"tum zum erstenmal in der Richterzeit. Aber wir dürfen annehmen, daß es viel, viel älter ist, ja, in die semitische Urzeit zurückgeht. Sind doch Stimmungen der ältesten Vorzeit von dem „Nabi"tum Israels noch bis auf Männer wie Jesaias hin vertreten worden.

Aus diesen Kreisen der korybantischen Propheten ist nun, freilich in einer langen Geschichte, das Beste hervorgegangen, was das Alte Testament besitzt. Die gewaltigsten und edelsten Gestalten, die das alte Israel überhaupt hervorgebracht hat, sind Propheten; sie sind diesen Nebiim der ältesten Zeit in manchem gleich, so verschieden sie auch anderseits von ihnen sind. Die Ähnlichkeit besteht in der Form der psychischen Vorgänge: es scheinen, äußerlich betrachtet, dieselben Zustände zu sein, wenn sich auch ihre Gewaltsamkeit etwas gemildert hat. Die Verschiedenheit aber besteht in dem Inhalt, der in dieser Form erlebt wird: es sind die höchsten Gedanken und Stimmungen, von denen die späteren Propheten in diesen Zuständen erfüllt sind. Der Gedanke an den unendlich wertvollen Inhalt, den diese Form also gefunden hat, kann den modernen Betrachter warnen, solche seltsamen Zustände nicht allzu

gering zu achten. Sie sind nicht nur krankhaft — was sie freilich ohne Zweifel sein können —, sondern sie sind auch genialer Natur. Nicht die gewöhnlichen Menschen, sondern die begeisterten, schwunghaften Naturen unterliegen ihnen und können sie verstehen. Es ist kein Zufall, daß gerade ein Saul, dessen mächtiges, leidenschaftliches Wesen sein Volk mit sich fortriß, unter die Propheten geriet. Besonders aber sind es die Männer der Religion, solche, in deren Seele der Glaube nicht wie bei den gewöhnlichen Menschen als ein freundliches, wärmendes Herdfeuer brennt, sondern zu einer gewaltigen, lodernden und verzehrenden Flamme geworden ist; solche Männer sind es, die auch diese Zustände erleben. Da können diese seltsamen psychischen Vorgänge Begleiterscheinungen tiefster religiöser Ergriffenheit werden, größter Kraft und höchster Originalität. Und gerade in den Momenten, wo das Neue in diesen Männern durchgebrochen ist, haben sie solche Zustände erlebt. Darum ist die Religionsgeschichte davon voll. Der Enthusiasmus der ersten christlichen Gemeinde hat sich im Zungenreden ausgesprochen. Luther hat mit dem Teufel gekämpft. So sind aus diesen Kreisen der Nebiim Männer hervorgegangen, ganz erfüllt von der Gottheit, mächtig wirkend, weil selbst im Innersten erregt.

Die einzelnen Stadien dieser Geschichte vermögen wir einigermaßen zu erkennen.

Das nächste ist dieses gewesen, daß man von ihnen Orakel erbeten hat. Die älteste Überlieferung weiß davon noch nichts. Die Propheten, die Saul bei der

Gotteshöhe antrifft, „rasen“ nur. Und dabei darf man nicht etwa fragen, welche Orakel sie dabei ausgesprochen hätten. Vielmehr hat die Ekstase der Propheten ursprünglich gar keinen weiteren Zweck; als solche ist sie Jahves Werk. Aber das alte Israel hat die Propheten benutzt später, um durch sie Orakel von Jahve zu erhalten.

Das Orakelwesen der Hebräer ist ein zum Verständnis der antiken Religion und auch der alten Prophetie höchst bedeutsamer Abschnitt. Der antike Mensch empfindet oft und tief, wie wenig er weiß. Die Grenzen dessen, was dem Menschen überhaupt zu wissen möglich ist, sind damals im Bewußtsein noch nicht so fest gezogen wie heute. Und wenn der Antike nun mit seinem Witz zu Ende ist, dann flüchtet er sich zur Gottheit, wie ein Kind zu den Eltern; sie soll helfen und raten mit ihrer überlegenen Weisheit. Die Orakel sind also dem Antiken und so auch dem Hebräer ein ganz unumgängliches Stück der Religion. Natürlich sind es ganz konkrete Fragen aus dem täglichen Leben, um die es sich dabei handelt. Was hat der sonderbare Traum zu bedeuten? Werde ich von meiner Krankheit genesen? Der junge König bittet um Enthüllung der Zukunft seines Reiches. Tiere sind verlaufen: die Gottheit soll zeigen, wo sie sind. Besonders häufig hat man im Recht das Gottesurteil herbeigerufen, z. B. wenn Gestohlenes gesucht wird: die Gottheit soll es wiederschaffen. Oder in den Wechselfällen des Krieges. Die Stadt ist belagert, wird sie widerstehen? Ein Zug ist unternommen, wird er gelingen? Vor der Schlacht

fragt man, ob man siegen wird; nach der Schlacht, ob man verfolgen soll. In allen solchen Fällen ist man gewohnt, die Gottheit zu befragen; und eine Fülle von Arten gibt es, von Jahve Aufschluß zu bekommen. Besonders gern aber wendet man sich an den Gottesmann, den Vertrauten der Gottheit, daß er vermittele. Auch solcher Gottesmänner gibt es gar viele und mancherlei. Ein rechter Israelit aber geht zum Priester oder auch zum „Seher". Der „Seher", „Schauer", empfängt seine Offenbarung im „Gesicht", in der „Vision". Jahve „zeigt" ihm das, was sonst niemand zu sehen vermöchte, oder läßt ihn hören, was kein anderes Ohr vernehmen kann. Denn die sterblichen Augen und Ohren sind blöde. Wie eine Decke liegt es auf ihnen, dem Seher aber sind sie aufgedeckt. Die „Vision" und die „Audition" kommt in gewissen geheimnisvollen Zuständen, wie sie in den Bileamsprüchen beschrieben werden:

„Raunung Bileams, des Sohnes Beors,
Raunung des Mannes, dessen Auge aufgetan;
Raunung des, der Gottes Reden hört,
der das Wissen des Höchsten weiß;
Der Gesichte des Gewaltigen schaut,
hingesunken, enthüllten Auges."

Der Seher liegt in der Ekstase am Boden, er scheint zu schlafen, er hört und sieht nicht; aber gerade jetzt ist ihm das Auge aufgetan und das Ohr enthüllt; er sieht, was wir nicht sehen, und hört mehr, als wir hören können.

Ganz gewöhnlich ist es, daß ein solches Gesicht in der Nacht kommt: das lehrt der Sprachgebrauch: man redet von „Nachtgesichten“. Der Mensch schläft; da ist es ihm, wie wenn ihn jemand aus dem Schlaf weckte. Dann bekommt er Aufschluß über die Zukunft: so hat Samuel die Offenbarung erhalten, daß Saul König von Israel werden soll. Oder er sieht weitentfernte Dinge. Davon bietet die Sage von Samuels und Sauls Zusammentreffen ein besonders frappantes Beispiel. Samuel weiß, was in Sauls Vaterhause geschehen ist; ja, die ganze Reise Sauls nach Hause sieht er mit allen Einzelheiten voraus. Der Bericht, der dies erzählt, ist Sage, aber er zeigt doch, was das alte Volk den Sehern, die unter ihm lebten, zutraute: diese Männer können, so war man überzeugt, durch die Wände sehen, über Berge und Täler hinüber; sie wissen, „was Gott weiß“. Auch ins Innere der Menschen können sie blicken; sie verstehen sich, würden wir sagen, auf das Gedankenlesen: als Saul zu Samuel kommt, hat Samuel nicht nur vorher gewußt, daß er kommen würde sondern er kann ihm auch sagen, was er bei ihm will, ehe der nur den Mund aufgetan hat. — Man fragt den Seher in großen und kleinen Dingen. Saul fragt Samuel um seine Eselinnen. Ein rechter Seher weiß alles, und alles, was er sagt, trifft ein. Wenn man den Seher aufsucht, bringt man ein kleines Geschenk für seine Mühewaltung mit. — Bei dem unbegrenzten Vertrauen, das sie genießen, können sie gewaltigen Einfluß ausüben, wenn sie die rechten Männer sind: Samuel, der Seher eines kleinen Landstädtchens, hat

seinem Volke — und das ist sicher historisch — den ersten König gesalbt.

Solche Männer, denen man übernatürliches Wissen zutraute, waren nun auch die Propheten. In ihren Ekstasen stießen sie Töne aus, Worte, vielleicht Sätze, mit übernatürlicher Stimme; sie selber waren dann der Überzeugung, daß sie nicht selber sprächen, sondern daß die Gottheit durch ihren Mund redete, und die Zeitgenossen teilten ihren Glauben. Die Art, wie sie sprechen, wird uns einmal geschildert, als ein seltsam stammelndes Kauderwelsch: qaulaqau, qaulaqau, ṣaulaṣau, ṣaulaṣau.[1]) Es ist die Rede frivoler Gegner, worin die Propheten so geschildert werden; aber solche Worte müssen doch ein, wenn auch ungefähres Bild der Sprache der Propheten geben. Die schriftstellerischen Propheten haben es geliebt, manchmal in der Weise der ältesten Prophetie zu reden; sie haben ganz kurze rätselhafte Wörter oder Wortzusammensetzungen niedergeschrieben: Jisreel, Loammi (Nicht-mein-Volk), Loruḥama (Nicht-Geliebte), Immanuel (Gott-mit-uns), Šearjašub (Rest-kehrt), Maheršalalḥašbaz (Eilebeute-Raubebald), Rahab-hammošbat (das gebändigte Chaos). So haben wir uns also die ekstatischen Ausrufe der ältesten Propheten zu denken: wunderbare, schwer zu deutende Wörter, die doch, als Worte Gottes, tiefen Sinn haben müssen. — Oder die Propheten sahen in ihren Zuständen Visionen und vernahmen Stimmen, nicht anders wie die Seher.

*) Die Bedeutung dieser schallnachahmenden Worte ist fraglich; ich fasse sie als eine burleske Verspottung auf; deutsch etwa: „Eifern und Geifern;" im Hebräischen noch viel derber.



Wir hören ausdrücklich, daß das Sehertum der alten Zeit, aus dem wir besonders die Gestalt des Samuel kennen, in einer späteren Epoche von dem „Nabi"tum abgelöst worden ist. Wir haben einige Beispiele von Hellsehen, das man diesen Propheten zutraute. Elisa sitzt in seinem Hause, und die Ältesten, die ihn besuchen, sind bei ihm; da sieht er den Boten des Königs kommen, ehe er da ist. Er weiß im voraus, was der ihm sagen will. Ja, er hört schon die Tritte des Königs selber, der seinem Boten folgt. Er sagt zu den Ältesten: verschließt die Tür und stemmt euch dagegen, denn der König will mir den Kopf abschlagen. — Auch solchem Nabi legt man, wie dem Seher, Fragen vor. Zwar kann der Prophet, so ist man überzeugt, seine Gesichte nicht erzeugen; er kann nur sehen, was Gott ihm zeigt. Aber er kann „spähen", ob er etwas sehe. Man nennt sie daher auch die „Späher". Das Bild vom Spähen ist außerordentlich bezeichnend: in antiken Städten und Burgen steht ein Wächter, ein Späher auf dem Turm, der ausspähen soll, was herannaht. So kann auch der Prophet auf „seinen Turm" treten. — Ganz gewöhnlich muß es gewesen sein, daß der Prophet über die Zukunft befragt wurde und „weissagte". Der populäre Eindruck, daß Prophet soviel wie Weissager ist, ist völlig richtig und gilt auch, wenn auch mit gewissen Einschränkungen, für die schriftstellerischen Propheten. Sehr häufig hat man dem Propheten die Frage vorgelegt, was man in bestimmter Situation tun solle, die der Prophet dann nach seinem überlegenen Wissen entscheiden soll. — Es wird im alten Israel etwas ganz Gewöhnliches ge-

wesen sein, daß man sich an den Propheten wendet. Als Nabi verdient man sich sein Brot. Das „Nabi"tum war ein Gewerbe, freilich nicht immer ein sehr angenehmes Gewerbe, denn von vielen Propheten mochte es gelten:

„Wenn sie zu beißen haben, rufen sie Heil;
doch wer ihnen nichts in den Mund gibt,
gegen den rüsten sie Krieg."

Aber vielleicht waren die, die im Glück über den Propheten spotteten, die ersten, die sich im Unglück an sein Orakel wandten. — Man trifft den Propheten am sichersten im Heiligtum; dort, in der Nähe seines Gottes, fühlt er sich heimisch. — Man erkennt ihn leicht, etwa am auffallenden Gesichtsausdruck, an seinen Narben und von ferne schon an der Tracht: er trägt die uralte Beduinentracht, den Kameelpelz. — Man hört Prophetenworte nicht ohne geheimes Grauen; denn sie sind, so ist man überzeugt, im stande, wirksame, zauberkräftige Worte zu sprechen. Ja, man traut ihnen auch zu, daß ihnen, als den Lieblingen der Gottheit, manche geheime Kräfte zu Gebote stehen. Wundergeschichten erzählte man sich von Moses, von Elias und Elisa, und noch von Jesaias. So verbinden denn die Propheten wohl ihre Worte mit gewissen Handlungen, von denen einige stark an Zauberei erinnern. Aus späterer Zeit hören wir von Prophetinnen, die es verstehen, durch Zauberbinden Menschen zu töten, oder Menschen, etwa Kranke, am Leben zu erhalten. Besonders interessant ist die Art, wie Elias den Elisa zur Nachfolge bestimmt: Elisa hat einen Zaubermantel, dem allerlei Wunder zu-

geschrieben werden. Diesen Mantel wirft Elias dem Elisa über, ohne ein Wort zu sagen, und geht weiter. Elisa eilt ihm nach und ruft ihm atemlos zu: Ich will dir folgen, laß mich nur vorher meinen Eltern Abschied sagen! Elias entgegnet ruhig: Geh du nur zurück, was habe ich dir getan? Der Gedanke der Erzählung ist also, daß Elias den Elisa durch seinen Mantel an sich gebannt hat; Elisa muß ihm fortan folgen.

Solcher Propheten hat es im alten Israel sehr viele gegeben. Visionen waren damals nicht eine höchst merkwürdige Seltenheit, sondern sie waren sehr gewöhnlich. Einmal hören wir, daß der König von Israel vierhundert Propheten versammelt, um sie um Rat zu fragen. Die meisten dieser Männer sind in der Geschichte ohne jede Bedeutung; ihre Orakel sind vergessen worden und würden uns auch wenig interessieren, wenn wir sie kännten. Aber aus ihnen sind einzelne Männer edleren Schlages erstanden. Was dem „Nabi"-tum in Israel aber eine so große Geschichte gegeben hat, das ist der Enthusiasmus für Jahve, der in diesen Kreisen lebte. Und diese Männer, die Jahves Worte sprachen, die sich selbst und ihrem Volke als Jahves Mund galten, konnten einen unermeßlichen Einfluß gewinnen, wenn sie Männer waren, wenn sie einen großen Horizont hatten, eine besondere Wucht ihrer Person und eine größere Weite ihres Interesses.

Die ältesten Propheten haben noch über Dinge des täglichen Lebens gesprochen. Aber es sind prophetische Heroen aufgetreten, mit höheren Interessen und größerer Wirksamkeit. Diese prophetischen Heroen reden über

die großen Schicksale des Volkes und der Könige. Siegreiche und unglückliche Schlachten, die Rettung der belagerten Hauptstadt, der Tod des Königs, der Untergang der Dynastie, das sind die Fragen, die sie beschäftigen. Und auf diese Fragen sind sie von sich aus gekommen. Die Zunft läßt sich fragen, diese Heroen treten selbständig auf. Daher auch das Hochgefühl, das sie beseelt. Natürlich erscheinen sie vor allem dann, wenn sie etwas mißbilligen. Wenn der tyrische Baaldienst in Samarien eingeführt ist, oder der gefangene Syrierkönig törichterweise entlassen, dann erscheint der Gottesmann, ungerufen und wenig willkommen, und verkündet Jahves Gedanken über die Tat. Oder wenn etwas Großes in der Luft liegt, wenn Jahve etwas Neues, Gewaltiges beschlossen hat, dann tritt der Prophet auf; seine feineren Sinne spüren die kommende Katastrophe; aus der Wolke am Himmel, nicht größer als eine Hand, erkennt er das heranziehende Gewitter. So schreiten die Propheten den großen Ereignissen voraus.

„Jahve aber tut kein Ding, er hätte denn zuvor seinen Ratschluß offenbart seinen Knechten, den Propheten.“

Ein solcher Prophet, besonders, wenn er Unheil weissagt, kann auf keine Belohnung rechnen. Verfolgung und Beschimpfung ist das Los dieser Heroen, die auch den Königen, und oft in wahrhaft unerhörtem Tone, ihre Meinung sagen. Sehr oft sind diese Propheten in der Opposition gewesen. Aber es gibt auch solche unter ihnen, die mit den Königen gingen, viel-

leicht als die treueste Stütze des Königtums. Sie ziehen mit in den Krieg, sie raten Israels Führer zu Israels Heil. Ein rechter Prophet ist so viel wert wie ein ganzes Heer: „Israels Wagen und Reiter“, d. h. Israels Phalanx ist der Ehrentitel eines solchen Mannes. — Auch diese Heroen sind noch „Propheten“; das Ekstatische, Gewaltsame findet sich auch bei ihnen, wenn auch gemildert. Ihre Rede haben wir uns besonnener und edler zu denken, als das Schreien der Propheten der ältesten Zeit. — Ihre Worte sind uns verloren gegangen, da sie nur für die konkreten Situationen, in denen sie gesprochen worden sind, von Interesse waren. Aber wir haben aus alter Zeit schöne Nachahmungen des Orakelstils, in dem sie zu reden pflegten, besonders die großartigen Sprüche Bileams. Aus diesen Imitationen können wir uns eine Vorstellung von der Art ihres Redens machen. Das Dunkele, Verworrene, Sprunghafte ihrer Worte spiegelt die dunkelen, geheimnisvollen Erfahrungen wider, in denen sie ihre Offenbarung bekommen haben. Als Beispiel solchen prophetischen Rätselspruchs sei die Weissagung auf David genannt:

„Ich sehe ihn, doch nicht jetzt;
ich schaue ihn, doch nicht nahe.
Es tritt hervor ein Stern aus Jakob,
es erhebt sich ein Szepter aus Israel;
Der zerschlägt die Schläfen Moabs,
und den Scheitel aller Söhne Seths.“

Dies Prophetentum weist zwei verschiedene Typen auf, die Heils- und Unheilspropheten. Die weniger bedeutsamen sind die Heilspropheten; denen ist Religion

und Patriotismus identisch, sie wirken für Jahve und Israel zugleich. Sie sind auch weniger groß als Männer: sie essen vom Tisch der Könige. Höher als sie stehen die Unheilspropheten; diese sind mehr als Patrioten, sie sind Feinde der Könige, ja ihres eigenen Volkes. Sie sind es, die die großen Revolutionen gestiftet haben, Ahia gegen Davids Haus, und Elias und Elisa gegen die Dynastie des Omri. Die Begeisterung für Jahve erfüllt sie ganz: allein Jahve soll in Israel verehrt werden. Sie eifern für die strengen Sitten des altväterischen Israel, für das alte Recht gegen die neuen üppigen Moden und gegen die Ungerechtigkeit der neuen Zeit. Sie sind bereit, in den großen nationalen Unglücksfällen Jahves Strafe für die Sünde zu sehen; denn Jahve ist mehr als ein Volksgott und will über sein Volk Not und Verderben bringen, wenn es nicht gehorcht.

Im achten Jahrhundert, als die furchtbare Assyrergefahr immer näher und näher zog, ist nun eine neue große Wendung in der Geschichte der Prophetie erfolgt. Damals, als die Gemüter vor der kommenden Katastrophe erschauerten, ging die geheime Kunde durch die Völker, die alten Weissagungen gingen jetzt in Erfüllung und das Chaos bräche aufs neue herein. Damals sind die ersten schriftstellerischen Propheten aufgetreten. Auch sie sind politische Propheten und Unheilspropheten. In einer Zeit des Glücks und der Ruhe verkünden sie mit schrillen Tönen die furchtbare Botschaft vom Untergang Israels und einer Welt. Und für diese Gewißheit, daß auch ihr Volk und gerade dieses untergehen müsse, fügen sie Gründe hinzu: sie haben hohe Ideale von

Frömmigkeit und Sittlichkeit; nach diesen Idealen haben sie ihr Volk gerichtet und erkannt, daß es ihnen nicht genügt. Darum, hinweg mit ihm von der Oberfläche der Erde! Mit furchtbarem Zorn haben sie gegen die Sünde Israel geeifert. Sie haben kaum Buße gepredigt, denn für Buße ist es jetzt zu spät. Sie haben nicht nur gegen die Sünden der Könige und Großen gedonnert, sondern sie fühlten sich im Gegensatz gegen ihr ganzes Volk. Was ihre Zeitgenossen für das Heiligste hielten, haben sie mit schrecklichem Hohn in den Staub gerissen. Die alten naiven Formen und Symbole haben sie verspottet und für Dreck erklärt. Mit leidenschaftlicher Inbrunst haben sie den gewaltigen Jahve angebetet, der sich in furchtbarem Gericht über die Frevler verherrlicht. Diese Männer sind also großartige, leidenschaftliche Naturen, von elementarer Kraft. Viel seltener werden zartere Töne bei ihnen laut. Höchste Ideen der Religion sind es, die sie im Sturme genommen haben: daß Gott das Gute will; daß kein Opfer, keine Ceremonie Gott gefällt, sondern allein das Gut-handeln. Durch sie ist Sittlichkeit und Religion wie mit einem ehernen Bande zusammengeschmiedet worden. Vor allem aber verdanken wir ihnen den Monotheismus: dem Gotte ihres Volkes haben sie in brausender Begeisterung alle Völker, alle Mächte dieser Welt, alle Götter zu Füßen gelegt. Schließlich haben sie verkündigt, daß Gott das Gute zum Siege führt: durch alle Sünde, durch alles Verderben hindurch muß doch endlich der Tag des Guten und des Friedens kommen. Von jenem achten Jahrhundert an sind die Stimmen

dieser Propheten nicht mehr verstummt, sondern haben Israels und Judas Geschichte begleitet, bis über seinen Untergang hinaus.

Diese schriftstellerischen Propheten sind es, an die wir in erster Linie denken, wenn wir von Propheten sprechen. Sie sind es auch, die der Psychologie das interessanteste Problem bieten.

Von jenen ältesten korybantischen Propheten und von der Prophetenzunft unterscheiden sie sich sehr. Amos selber hat diesen Unterschied so stark empfunden, daß er den Titel „Nabi“ abgelehnt hat: „ich bin kein ‚Nabi‘ und gehöre nicht zur Zunft.“ Aber diese Beobachtung darf nicht verführen, das Dämonische, das auch diese Männer haben, zu übersehen: Amos selber hat von sich den Ausdruck „hithnabbe“ gebraucht, da man keinen anderen hatte. Und seine Nachfolger haben sich selber wieder „Nebiim“ genannt.

Welches sind die Erfahrungen dieser Propheten? Für alle Propheten ist die Kardinalüberzeugung, daß sie ihre Gedanken von Jahve selber haben. Der Prophet hat sie nicht hervorgebracht. Nicht er hat sie erdacht, sondern „sie haben sich gefunden“. Wer aus eigenem Herzen spricht, ist ein Lügenprophet. Von Natur hätten sie vielleicht das Entgegengesetzte gedacht.

„Ich habe nicht hinter deinem Rücken den Unheilstag betrieben,
das Unheil habe ich nicht herbeigewünscht.
Du kennst ja die Worte meiner Lippen,
vor deinem Antlitz sind sie gesprochen.“

Und auch, daß der Prophet solche Gedanken ausspricht, ist nicht sein freiwilliger Entschluß, sondern

eine Notwendigkeit liegt ihm ob. Amos hat das in einem ausgezeichneten Bilde klar gemacht.

„Brüllt der Löwe, wer fürchtet sich nicht?
Spricht Jahve, wer wird nicht Prophet?“

Wie der Schrecken beim Löwengebrüll nichts Willkürliches ist, sondern wie jeder, der es hört, erschrecken muß, er mag wollen oder nicht: so wird Prophet, wer Jahves Stimme gehört hat. Wenn der Prophet aber gefragt wird, wann und wie Jahves Wort zu ihm gekommen sei, dann kann er von gewissen dunklen Stunden erzählen, wo er außer sich kam, wo etwas Gewaltiges auf ihm lag, wo der Geist auf ihn fiel, da schaute und hörte er Geheimnis. Die meisten Propheten haben von diesen Dingen gar nicht oder nur andeutungsweise gesprochen, aus ehrerbietiger Scheu, oder weil ihnen nicht die Form, sondern die Sache am Herzen lag, nicht das Wunder, sondern die Wahrheit; aber einige, namentlich die späteren Propheten haben uns genaue Schilderungen gegeben.

In solchen Zuständen hat der Prophet Gesichte. Wir finden in ihren Büchern sehr mannigfache Visionen. Ganz kurze und einfache: so, wenn Amos einen Korb mit Obst, Jeremias einen blühenden Mandelzweig sieht, aber auch viel kompliziertere und längere, die sich über ein oder mehrere Kapitel hinziehen und eine Fülle von Einzelheiten geben. Auch dem Inhalte nach sind diese Visionen sehr verschieden. Es sind etwa weit entfernte Dinge, die der Prophet aus natürlichen Kräften nicht zu sehen vermöchte. So schaut Ezechiel im Gesichte, als

er sich in Babel befindet, die Vorgänge, die im Tempel von Jerusalem geschehen. Er behauptet, den Tod eines angesehenen Mannes aus Jerusalem, den er mit Namen nennt, dort im Geiste miterlebt zu haben. Er erzählt auch, daß er den Tag, da Jerusalem von den Chaldäern genommen ward, in Babylonien richtig angegeben habe. Ein Geist erscheint ihm dann, der wie ein Mann aussieht, aber ganz aus Feuer und Glanz besteht; der reckt die Hand aus und ergreift ihn bei den Locken seines Hauptes, hebt ihn empor zwischen Himmel und Erde und bringt ihn von Babylon nach Jerusalem. Am häufigsten aber ist, daß der Prophet in Gottes Ratsversammlung versetzt wird und dort die Dinge der himmlischen Welt schaut, Jahve auf seinem Throne und die Geister, die ihm dienen, rings um ihn her; und er hört, wie sie über die Zukunft beraten. Diese Art des Gesichtes muß, das lehrt der Sprachgebrauch, sehr gewöhnlich gewesen sein: Prophet sein, Offenbarung bekommen zu haben, ist soviel als „im Rate Gottes gestanden" zu haben. Wie der Prophet im einzelnen die himmlischen Dinge schildert, das ist natürlich mitabhängig vom Glauben seines Volkes. Das Volk glaubt, daß Saraphen schrecklich Jahves Thron bewachen, daß Jahve auf seinem Kerubenwagen durch die Lande fährt, daß Jahve reitende Boten hat, die auf schwarzen, weißen, gefleckten und roten Rossen durch die Länder gehen, um alles in der Welt zu erkunden. Das hat dann der Prophet gesehen. Früher und noch vielfach jetzt ist man geneigt gewesen, diesen Inhalt der Visionen als phantastische Erdichtungen der Propheten zu erklären;

jetzt aber beginnt man einzusehen, daß dieser Stoff mythologischer Art ist und zum Teil eine sehr lange Vorgeschichte hat. — Solche Visionen sind ganz gewöhnlich mit Auditionen verbunden. Der Prophet sieht Jahve sitzen auf seinem hohen und erhabenen Thron, und er hört ihn dann sprechen. Er sieht Jahves reitende Boten und er hört die Kunde, die sie Jahve bringen. Nun ist wichtig zu sehen, daß der Hauptton bei ihnen fast durchweg, zumal in älterer Zeit, auf den Worten liegt; die Hauptsache ist ihnen nicht Jahves Erscheinung, sondern was er sagt; nicht die Beschreibung des Aussehens der Boten, sondern ihre Botschaft. Dies Zurücktreten des Visionären hinter den Auditionen läßt sich auch im großen beobachten: Viel mehr als der Visionen sind der Auditionen, und am häufigsten sind diejenigen Worte, bei denen jede nähere Bestimmung, wie sie empfangen worden sind, fehlt. Das ist für die Charakteristik der Personen der Propheten wichtig: sie legen allen Wert auf die Gedanken, die sie erhalten haben, nicht auf die wunderbare Art, wie sie ihnen gekommen sind. Gedanken aber stellen sich viel leichter und klarer als Auditionen, als gehörte Worte dar denn als Visionen. — Eine besonders interessante Form der Vision ist diese: der Seher sieht irgend etwas vor sich; zugleich hört er eine Stimme, die ihn fragt: was ist das? Er sieht also etwas Unbestimmtes und hat zugleich einen starken Trieb, das Geheimnis dessen, was er schaut, zu durchdringen. Dann erkennt er, was es ist. Es ist ein Ding des gewöhnlichen Lebens, ein Korb mit Obst oder ein Mandelzweig oder ein Kochtopf. Dann

aber hört er aufs neue die Stimme, die ihm die Bedeutung der Offenbarung verkündet; die Verbindung des Geschauten und der Deutung wird durch ein Wortspiel hergestellt: der Mandelzweig, šaqed, soll bedeuten, daß Jahve šoqed, daß Jahve wacht. Hier liegt eine psychologische Analyse nahe: man darf sich vorstellen, daß der Gedanke „šoqed" unbewußt im Propheten das Prius gewesen ist, bis er sich schließlich als „šaqed" dargestellt hat.

Sind aber diese Visionen wirklich erlebt, oder sind es nur künstliche Einkleidungen von Gedanken? Diese Frage läßt sich nicht ohne weiteres mit Ja oder Nein beantworten. Daß solche Visionen in Israel überhaupt geschehen sind, läßt sich füglich nicht bezweifeln. Anderseits sind solche Erfahrungen so geheimnisvoll, so schwer in Worte zu fassen, daß jeder Prophet, der seine Erlebnisse ausspricht, zum Dichter wird. Sehr oft haben die Propheten die Deutung des Erlebten mit in ihre Darstellung aufgenommen. Der Prophet hat etwa einen geheimnisvollen Glanz wirklich gesehen; er fragt sich, was das gewesen sei, und antwortet etwa: das war der Glanz der Herrlichkeit Gottes. Oder er hat ein schreckliches Krachen gehört, das er sich etwa als das Getöse des Wagens Gottes deutet. Wir dürfen also die Berichte der Propheten von ihren Visionen und Auditionen nicht als juristische Aufnahmen von Tatbeständen auffassen, sondern wir müssen wissen, daß diese so entlegenen Dinge sich der nüchternen Beobachtung, namentlich eines naiveren Zeitalters entziehen. Ferner spielt sicherlich die Nachahmung bei diesen Dingen

eine große Rolle. Es ist doch kein Zufall, daß die Einleitungsgesichte des Jeremias mit einigen Visionen des Amos so genau übereinstimmen. Solche Nachahmung braucht nicht immer eine bewußte zu sein, sondern wir dürfen dabei an die unbewußte denken, die die Zeitalter und die Kreise zusammenbindet, und die es bewirkt, daß die Menschen derselben Zeit dasselbe nicht nur sagen, sondern auch erfahren, denken, fühlen und wollen. Schließlich haben wir auch mit einer äußeren Übernahme des Stils der Visionen, also mit bewußter Nachahmung zu rechnen. Dies wird bei dem Tempelgesicht des Ezechiel der Fall sein, wo der Tempel im einzelnen mit prosaischer Genauigkeit beschrieben wird, und zugleich der eigentümlich mysteriöse Hauch fehlt, der sonst solche Offenbarungen charakterisiert. Wir vermögen uns also den ganzen Verlauf des Prozesses wohl klar zu machen: am Anfang stehen wirkliche Erlebnisse, aber poetisch dargestellt und gedeutet, dann nachgeahmt und allmählich zum Stil geworden. Schließlich bewußte Nachahmungen. Bei der einzelnen Vision werden wir, ehe wir nicht weiteres, gut beglaubigtes Material haben, schwerlich sagen können, an welchem Punkte dieses Prozesses sie steht.

Die „Auditionen“, die, wie wir gesehen haben, sich mit den Visionen zuweilen verbinden, treten ganz gewöhnlich auch selbständig auf. Jahve deckt dem Propheten die Ohren auf, daß er die geheimnisvollen Stimmen vernehme; er hört die Geister, die untereinander reden; er vernimmt die Worte, die in Gottes „Rat“ gesprochen werden; auch zukünftige Stimmen kann er

wahrnehmen. Die Posaune, die dereinst erschallen wird, gellt ihm schon jetzt in die Ohren. Auch weit Entferntes wird ihm so offenbart: das Flehen des exilierten Volkes hört Jeremias in Kanaan.

Oft sind es ungeheuer laute Töne und gewaltig grelle Lichter, die sich dem Propheten darbieten: ein Tosen wie die Brandung gewaltiger Meere, das brausende Gewühl ganzer Völker, das Prasseln und Knattern des Wagens Jahves, Gottes alles irdische Licht tausendmal überstrahlender Glanz.

Alle diese Erfahrungen sind, so ist der Prophet überzeugt, Gottes Wirkung in ihm, nicht sein eigen Werk. Wohl aber hat auch er die Fähigkeit, sich für solche Zustände zu disponieren. So schildert Habakuk, wie ihn ein schweres Problem im Innersten erregt hat, und dann fährt er fort:

„Auf meine Warte will ich treten,
mich stellen auf meinen Turm;
Ich will spähen, zu schauen, was er mir sagen wird,
was er erwidert auf meine Klage." —

Am deutlichsten hören wir dergleichen beschrieben Jes. 20, wo das eigentümlich Prophetische überhaupt am besten zu studieren ist.

„Wie Stürme im Südland jagen,
so kommt's aus der Wüste, dem schrecklichen Land."

Dies das erste Vorgefühl des Kommenden: etwas Furchtbares naht, aus dem furchtbaren Lande, schrecklich verheerend wie die heißen Stürme des Südens. Was es sein wird, weiß der Prophet noch nicht.

„Ein grauses Gesicht ward mir kund getan:
der Räuber beraubt, der Verwüster verwüstet!"

Eine gewaltige Katastrophe zieht heran, die alles Bisherige umkehrt: der Räuber wird dann selbst beraubt. Aber diese grause Offenbarung ist selber noch ganz dunkel: wer ist dieser „Räuber"?

Plötzlich ein grelles Licht, das ebenso rasch verschwindet:

„Auf, Elam! Zum Krieg, Medien!
Allem Gekreisch mach' ich ein Ende!"

Es ist Gottes Befehlswort, das er vernimmt; doch wird das nicht ausdrücklich gesagt; und auch, gegen wen der Kriegszug ergehen soll, hört der Prophet noch nicht. Auch der Zweck des kommenden Krieges, allem, was kreischt und jubelt, ein Ende zu machen, ist ganz undeutlich. Ein solches grelles Licht blendet mehr, als es beleuchtet.

Von diesem Grauenhaften, Geheimnisvollen, was sich aus der Nacht wie mit tausend Polypenarmen emporwindet, ist der Prophet ganz mit Entsetzen gefüllt:

„Drum sind die Hüften mir voller Krämpfe,
Wehen faßten mich, wie Wehen der Gebärerin:
Vor Angst vergeht mir das Hören, vor Entsetzen das Schauen.
Der Kopf schwindelt, Schauder befällt mich;
das Dunkel, das ich ersehne, macht er mir zum Schrecken!"

Mit einem Male ist es wieder da und singt ein leichtes Liedchen! Fröhlich und harmlos! Wie schauerlich, wenn in der Nacht des Entsetzens solches Schwelgerliedchen erschallt!

„Den Tisch gedeckt!
Das Lager gebreitet!
Gegessen, getrunken!“

Aber in die fröhliche Mahlzeit schallt plötzlich ein wilder Schrei, der Ruf zur Schlacht:

„Steht auf, ihr Fürsten, ergreifet den Schild!“

Der zweite Teil des Stückes erzählt nun, wie der Prophet aus der nächtlichen Verworrenheit Klarheit bekommen hat.

„Denn so hat der Herr zu mir gesprochen:
Gehe hin, stelle den Späher auf;
was er sieht, soll er künden!“

Der Späher ist, so hat uns der für das intime Verständnis der Prophetie hochverdiente Duhm die Stelle erklärt, das andere Ich des Propheten. Ein solcher Mann führt ein Doppelleben: als gewöhnlicher Mensch und als Prophet. Er kann sich gewissermaßen in zwei Ich zerspalten: er kann ein anderes Ich aus sich entlassen. Dies zweite Ich späht und empfängt die Offenbarung. Manchmal vergißt es, was es gesehen hat, wie wir wohl den Traum vergessen, oder wie sich der Hypnotisierte manchmal der Erlebnisse der Hypnose im wachen Zustande nicht erinnert. Hier aber bekommt das spähende Ich noch vor dem Spähen den Befehl, die Offenbarung dem andern Ich darzutun; man mag den Vorgang also mit einer posthypnotischen Suggestion vergleichen. Und eine genaue Instruktion bekommt er mit:

„Und sieht er Reiter, die paarweis ziehen,
Reiter auf Eseln, Reiter auf Kameelen,
so horche er scharf, ganz scharf!“

Es wird gesagt, welche Vision er haben wird; diese aber ist nicht die Hauptsache, sondern nur die Vorbereitung, nur das Zeichen: wenn sie kommt, dann soll er horchen! Dann wird ein Laut erschallen! Und dieser Laut wird ihm die endliche Aufklärung geben, nach der sein Herz verlangt. — Auch ein solcher Zug von Reitern, die paarweis ziehen, ist gewiß eine gewöhnliche prophetische Vision gewesen; auch wir kennen Ähnliches aus Träumen. Der Prophet wird diesen Reiterzug als das Heer deuten, das sein Gott jetzt entbietet.

Nach hebräischer Erzählungsart wird nicht berichtet, daß der Prophet den göttlichen Befehl vollzog, und daß der Späher spähte.

„Da rief der Seher:
Herr, auf der Warte
stehe ich schon
Tag für Tag:
Auf dem Turm hier
harrte ich aus
Nächte lang!“

Der „Seher“ ist derselbe, wie der oben genannte „Späher“, das Ich im andern Bewußtseinszustande. Dies Ich nennt das gewöhnliche Ich „Herr“, so wie etwa Hand und Fuß den Menschen, dem sie dienen, „Herr“ nennen würden. Der Seher hat, dem Befehle folgend, auf der Warte gestanden und Tage und Nächte lang gespäht; aber das erwartete Zeichen ist nicht gekommen,

er hat nichts gesehen und gehört. Er klagt also über vergebliches Bemühen. Man muß, um diese Worte zu verstehen, wissen, daß solches Spähen eine schreckliche, nervenzerrüttende Anstrengung kostet: man muß dabei gewissermaßen die ganze Seele umgedreht halten, die von Natur in den andern Bewußtseinszustand umschnellen möchte.

Aber während er noch klagt, daß alles vergeblich gewesen sei, ist es mit einem Male da! Das Folgende ist ganz rasch, flüsternd zu sprechen, im Tone der Überraschung und des schärfsten Aufachtens auf Geheimes, Leises, kaum zu Gewahrendes.

„*Doch siehe, da kommt es,*
reitende Männer,
die paarweis ziehen."

Nun muß es klar werden. Jetzt also eine Pause. Er lauscht mit allen Kräften; die ganze Seele ist im Ohr. Ein Moment der höchsten Spannung. Da schreit er auf.

„*Da hub er an und sprach:*
Gefallen, gefallen ist Babel!
All ihre Götzen zerbrach er in den Staub!"

Das ist das erlösende, klärende Wort: Babels Fall wird kommen. Das ist das Ereignis, das er so lange dunkel vorausgesehen.

Das besprochene Stück ist im stande, uns eine gewisse Vorstellung von dem psychischen Apparat der Prophetie zu geben, doch muß man sich hüten, hier eine prosaische Abschrift der Wirklichkeit zu finden; dazu

ist das Stück künstlerisch viel zu vollkommen: es ist nicht die schreckliche Wirklichkeit, sondern nur die poetische Blume der Prophetie.

Auch andere prophetische Erfahrungen gibt es, die nicht auf dem Gebiet des Hörens und Sehens liegen. Als Ezechiel die erste Offenbarung erhalten hat und ihn nun die gewaltige Vision verläßt, da heißt es, „der Geist aber hatte mich genommen und packte mich, so ging ich dahin, tief erregt, in der Glut meines Geistes, während Jahves Hand schwer auf mir war, und kam zu den Verbannten nach Tel-Abib". Ein Meer von Zorn hat sich in den Propheten ergossen. Hin jetzt zu dem störrischen Volke, daß es hören soll! Da kommt es über ihn, der Geist ergreift ihn, und nun geht es dahin, ohne Weg und Steg, durch die Dornen mitten hindurch, schreiend, gestikulierend, in tiefster Erregung; der Prophet hat dabei die Empfindung des Schwebens. Auch in der Vision, wenn der Leib am Boden liegt, gibt es manchmal solches Schwebegefühl; da ist es dem Propheten, wie wenn er am Schopf von einem Geiste gefaßt, zwischen Himmel und Erde dahinführe.

Eigentümlich ist die Mitteilung eines besonderen Geschmacks in der Vision: Ezechiel bekommt eine Buchrolle zu essen, die ihm so süß schmeckt wie Honig.

Solche Erfahrungen greifen Leib und Seele furchtbar an: nicht in Ruhe der Seele mag man Göttliches sehen und hören, zumal, wenn der Inhalt der Offenbarung Not und Verderben und Umsturz alles Bestehenden ist. Ergreifend schildert Jeremias, wie ihn das schreckliche Gesicht verfolgt, und wie das mensch-

liche Organ, zu schwach, die ungeheure, göttliche Wucht zu tragen, darunter erliegen muß.

„In der Brust, in der Brust ist mir weh,
in des Herzens Kammern!
Meine Seele stöhnt;
ich kann nicht schweigen!
Posaunenton hört meine Seele,
Kriegsgeschrei!
Wie lange muß ich das Banner sehen?
den Posaunenschall hören?"

Wenn die Ekstase den Menschen verläßt, so fühlt er sich wie mit Keulen zerschlagen. Als Ezechiel nach jenem wunderbaren Wandeln in Tel-Abib ankam, saß er zuerst sieben Tage lang starr vor sich hin.

So wundern wir uns nicht, wenn wir manchmal von Erscheinungen bei den Propheten hören, die wir geradezu Geisteskrankheiten oder doch wenigstens nervöse Störungen nennen würden. So berichtet Ezechiel, saß ihm lange Zeit gewesen ist, wie wenn ihm eine göttliche Macht Stricke angelegt hätte, so daß er sich von der einen nicht auf die andere Seite umdrehen konnte. Eine andere eigentümliche Erfahrung, von der er erzählt, ist, daß er zu Zeiten nicht sprechen konnte, später öffnete sich dann sein Mund wieder mit einem Male. Ferner gehört hierher, daß Ezechiel sich einen gräßlichen Brei aus allerlei Früchten bereitet und ihn auf Kot gebacken hat; auch dies tat er, durch die geheimnisvolle Stimme dazu aufgefordert; das unheimliche Verlangen nach gräßlicher Nahrung ist eine bei Geistes- oder Nervenkranken häufig beobachtete Erscheinung.

Schließlich mag man auch an die zum Teil abscheulichen sexuellen Bilder erinnern, die bei Ezechiel eine so charakteristische Rolle spielen, und die etwas von seinem persönlichen Leben verraten, vielleicht gerade von demjenigen, das ihm nicht zu Bewußtsein gekommen ist.

Interessant ist auch die Betrachtung der Zeichen, die die Propheten ihren Worten hinzufügen. Jesaias ging drei Jahre lang nackend. Jeremias ist einmal in die Volksversammlung gekommen, ein Joch auf der Schulter. Ezechiel nahm einst sein Hausgerät auf den Rücken und zwängte sich damit durch ein Loch in der Wand. Er hat Jerusalems Belagerung dargestellt, indem er einen Ziegelstein mit der Bratpfanne belagerte. Dergleichen tun in Israel die Kinder, die Narren und die — Propheten! Kein Zweifel, daß das Handlungen sind, dem Tun der Wahnsinnigen ähnlich. Für Narrheit hat es auch der Israelit von altem gutem Schlage gehalten, wenn Hosea ein Weib, das öffentlich wegen ihrer Unzucht bekannt war, heiratete und dann, als es ihm entlaufen war, wieder in sein Haus nahm! — Früher ist man geneigt gewesen, zu glauben, daß die Propheten dergleichen nicht wirklich getan, sondern nur zur Einkleidung ihrer Gedanken davon erzählt hätten. Solche Anzweiflungen der Geschichtlichkeit dieser Handlungen sind aber unbegründet. Wie hätte man auch auf solche merkwürdigen Erzählungen kommen können, wenn es nicht Prophetenart gewesen wäre, so groteske Dinge wirklich zu tun? — Eine weitere Frage ist es, ob die Propheten solche seltsamen Handlungen, unter seelischem Zwange stehend, dem Geiste gehorchend,

getan haben, oder ob sie solche Sonderbarkeiten nur vollzogen haben, um Eindruck und Aufsehen zu erregen. Denn das dürfen wir uns sicher vorstellen, daß die Scharen der Kinder dem Jesaias nachliefen, wo er sich nackend sehen ließ, und daß alle ehrbaren Männer dazu mit dem Kopfe schüttelten. Die Beantwortung solcher intimen Fragen wird, wenigstens nach dem heutigen Stande unserer Erkenntnis, nur subjektiv sein können. Hier ist wohl bei verschiedenen Männern Verschiedenes anzunehmen. Ezechiel macht den Eindruck einer ekstatischen Persönlichkeit, dem so seltsame Dinge wohl zuzutrauen sind. Andersartig aber scheinen Jesaias und Jeremias zu sein, sie machen den Eindruck der Geistesklarheit; bei ihnen also werden wir annehmen, daß sie die wunderlichen Taten der alten, halb wahnsinnigen Ekstatiker zu einem bestimmten Zweck mit vollem Bewußtsein nachahmen. Doch dürfen wir nicht vergessen, daß es zwischen beiden Extremen mannigfaltige Übergangsformen gibt. Jedenfalls ersieht man aus solchen Zeichen, was das Volk seinen Propheten zuzutrauen gewohnt war. Die urwüchsigen Propheten hatten sich im Taumel die Kleider wirklich vom Leibe gerissen.

Nicht immer aber sind die prophetischen Erfahrungen so gewaltsam. Vielmehr überwiegen bei den schriftstellerischen Propheten andere, die bei weitem weniger aus der Regel herausfallen. Nur im Anfang der Tätigkeit eines schriftstellerischen Propheten muß er, so galt es als Norm, eine Vision erlebt haben: das ist die von uns sogenannte „Berufungs"vision. Da entlud sich das

elektrisch geladene Innere der Propheten in einem großen, ersten Schlage. Im weiteren Leben werden dann die Offenbarungsformen weniger gewaltsam gewesen sein. Zeit seines Lebens aber wird der Prophet von der ersten, großen Stunde gezehrt haben: wenn er unsicher wurde, ob er wirklich Jahves Organ sei, so erinnerte er sich dieser entscheidenden Momente. Dies Zurücktreten des Gewaltsamen in der Form hängt deutlich mit einer Verschiebung im Inhalt zusammen: die älteren Propheten verkünden zukünftige Ereignisse in der Form der Vision, die späteren, schriftstellerischen aber können mehr: sie vermögen auch, Jahves Gründe anzugeben; sie wissen, weshalb ebendies jetzt kommen muß; sie kennen Jahves Gedanken, und sie fühlen die göttlichen Stimmungen mit. Aber das Fremdartige und Seltsame, so sehr es sich auch bei ihnen mildern mag, ist noch immer vorhanden. Man stelle sie sich niemals als kühle, besonnene Denker vor oder gar als gleichgültige Organe Gottes, denen Gott Beliebiges verkündiden könnte; vielmehr sind sie stets voller Temperament und Leidenschaft, erfüllt von gewaltigem Zorn oder von flammender Begeisterung. Ihre Vortragsart ist nicht so gelassen und feierlich wie die unserer Geistlichen, wie denn das Bild der „Prediger“ und „Redner“, das man noch heutzutage für die Propheten vielfach gebraucht, mehr irreführt als aufklärt. Wir hören einmal, wie der Prophet beim Reden mit den Füßen den Boden stampft, mit den Händen die Hüften schlägt oder in die Hände klatscht. Sie fühlen sich wunderbar von Stimmungen beherrscht, die sie nicht los werden können;

das sind Jahves Stimmungen selbst, die er ihnen eingeflößt hat. Sie lassen sich tragen von einer wunderbaren Sicherheit der Überzeugungen: sie sind gewiß, mit voller Evidenz Jahves geheime Pläne und Gedanken zu kennen. Sie haben ein solches Kraftgefühl, daß sie in Gottes Namen den Königen auf dem Thron Befehle erteilen und ihrem ganzen Volke Trotz bieten können. Sie achten nicht Verfolgung, Kerker und Tod! Denn sie haben eine Notwendigkeit in sich, die sie zwingt.

„Fanden sich Worte von dir, ich verschlang sie;
deine Worte waren mir eine Freude,
meines Herzens Lust;
du hast ja Besitz von mir genommen,
Jahve, Gott Zebaoth!“

Man sieht, wie der Prophet innerlich auf Seiten seines Gottes steht; er billigt im Tiefsten, was der Gott ihm verkündigt. — Und so kann er einer Welt widerstehen:

„Ich aber, ich bin voller Kraft
von Jahves Geist, von Recht und Heldentum,
Um Jakob seinen Frevel zu künden,
Israel seine Sünde.“

Ergreifend sind besonders die Bekenntnisse des Jeremias. Jeremias hat es versucht, als der Hohn und das Gelächter, das gewöhnliche Prophetengeschick, seiner zart empfindenden Seele unerträglich geworden war, seinem Gott das Prophetenamt vor die Füße zu werfen; schließlich aber hat er es wieder aufgenommen, weil er nicht anders konnte.

„Jahve, du hast mich verführt, ich mußte dir folgen;
du hast mich gefaßt, und warst mir zu stark.“

Dies die kurze Überschrift der folgenden Geschichte. Nun die Ausführung.

„Ich war zum Gelächter den ganzen Tag,
alles spottete mein.
Denn so oft ich sprach, mußt' ich klagen,
über Unrecht und Frevel schrein.
Jahves Wort ward mir zur Schande,
zum Hohn den ganzen Tag.“

Man nahm ihn nicht mehr ernst, weil er nichts anderes könne, als über Unrecht klagen, und machte sich über den Querulanten lustig.

„Ich sprach, ich will sein nicht mehr denken,
nicht mehr reden in seinem Namen.
Da ward es in meinem Herzen
wie brennendes Feuer,
verschlossen in meinen Gebeinen.
Ich konnt's nicht mehr halten, ertrug es nicht mehr.“

Diese innere Geschichte ist psychologisch sehr wahrhaftig: vom Sprechen ließ er ab, aber von der Glut seines Zornes konnte er nicht lassen; als sie sich aber nicht mehr entladen konnte, ward sie schließlich so siedend heiß, daß er sie nicht länger zu halten vermochte.

Ein solcher Mann kennt nicht nur einzelne, wenige Momente, in denen Gott zu ihm spricht, sondern sein Leben ist voller Offenbarungen; er denkt nur noch, was Gott denkt. Nicht einen Auftrag nur erhält er von

Gott, sondern ein ganzes, langes Menschenleben steht er in seinem Dienst. Ein solcher Prophet sieht alle diejenigen Gedanken als Gottes Gedanken an, die er notwendig denken muß, wenn er an Gott nicht irre werden soll, alles das, was ihm, in großen Stunden der Erhebung und Begeisterung, aufgegangen ist. Da haben die Propheten auch aus den Schicksalen ihres Lebens Gottes Stimme herausgehört: Jeremias erkennt Gottes Wort einmal daran, daß ihm ein Verwandter unmittelbar vor Jerusalems Katastrophe den Erbacker zum Kauf anbietet. Jahve, so ist er überzeugt, will ihm mit diesem merkwürdigen Angebot zeigen, daß einst Äcker in Jerusalem wieder Wert haben werden. So tritt, besonders bei Jeremias, das Psychisch-Abnorme zurück, und das sittlich-religiöse Postulieren der gesamten Persönlichkeit tritt an die Stelle. Hat doch Jeremias sich dazu erhoben, das Gesetz der göttlichen Weltordnung zu erkennen, und hat er doch die Träume verachtet und die Wahrheit aller andern Propheten daran erkennen wollen, ob sie dem wahren göttlichen Zweck dienen, Israel zu bekehren.

So sehen wir also in der Geschichte der Prophetie einen fließenden Übergang vom Propheten zum religiösen Denker. Wir dürfen das Dämonische in der alttestamentlichen Prophetie also keineswegs übersehen, aber ebensowenig übertreiben oder allzu sehr bewundern. Einer allzu großen Bewunderung des Psychisch-Abnormen ist entgegenzuhalten, daß dergleichen Erscheinungen in der ganzen Welt verbreitet sind, daß sie sich auch bei niedrigstehenden Religionen finden und gerade

da, und ferner, daß ähnliche Erscheinungen, wie etwa das Hellsehen und Wahrsagen mit einer höheren Auffassung von Religion an sich gar nichts zu tun haben, schließlich, daß manches davon eine verdächtige Ähnlichkeit mit Geisteskrankheiten hat. Eine grobe supernaturalistische Betrachtung aber wird besonders durch die große Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit der prophetischen Worte widerlegt — die Propheten haben sich nicht selten untereinander bekämpft —, ferner durch die Beobachtung, wie verschieden der Stil der verschiedenen Propheten ist, woraus man also ersehen kann, daß die Personen der Propheten an ihren Worten stark mitbeteiligt sind. Sie haben manchmal in wunderbarster Weise die Zukunft vorausgesehen — so hat Ezechiel den Tag, wo Jerusalems Belagerung begann, im voraus gewußt —, aber sie haben sich auch oft geirrt. Die supernaturalistische Betrachtung ist in der Gefahr, zu Gottes Ehren das Wertvollste zu übersehen, was Gott geschaffen hat, den frommen, begeisterten und von Gott erfüllten Menschen! Mag also an der Prophetie noch so vieles wunderbar sein, uns ist und bleibt das Wertvollste darin nicht die Form, sondern der Inhalt: wir erkennen am deutlichsten Gottes Offenbarung in den großen, bewegten, frommen Personen.

Hermann Gunkel.





ÜBERMENSCH UND HERDENMENSCH.

AUCH EINE GESCHICHTE.

Schon vor seiner Geburt hatte seine Mutter den Eindruck ungeahnter Kraft und Siegesfreudigkeit. Sie empfand seinen Eintritt in die Welt als großen Sieg, den sie in ihm errungen. Darum nannte sie ihn Kraft.

Mütter haben oft Ahnungen, die nicht trügen. Auch Kraft entwickelte sich wie seine Mutter im Geiste vorausgesehen. Unter seinen zahlreichen Geschwistern nahm er eine hervorragende Stellung ein. Weil die Mutter auf ihn als etwas Besonderes hinsah, so teilte sich dieser Eindruck schon als solcher den jüngeren Geschwistern mit.

Aber er rechtfertigte auch die Erwartungen, die man auf ihn setzte, ja seine Leistungen ließen sie weit hinter sich zurück. Er wußte zunächst in allen Schwierigkeiten Rat und Hülfe. Wo er dabei war, brauchte man sich nicht zu fürchten. Seine ungeheure Stärke, sein unbezwinglicher Mut waren allewege ein guter Schutz. Dabei wußte er überall allerlei nützliche kleine Erfindungen zu machen, die die Arbeit erleichterten und nutzbringender gestalteten. Mit der riesigen Körperkraft verband er einen so hellen, klaren Verstand, daß er schließlich in allen Dingen zu Rate gezogen wurde und ohne ihn nichts Rechtes zu stande kam.

Er erwartete das auch nicht anders. Er war der Älteste unter vielen Geschwistern und weitaus der Eigenartigste, Gescheiteste und Stärkste. Ein geborener Herrscher. Aber er benutzte seine Kraft vor allem, um Nützliches zu schaffen und Hülfe zu gewähren. Er war's eigentlich, der die Geschwister erzog und überall zum Tüchtigen und Brauchbaren anleitete. In seiner Stellung als Ältester und Herrscher sah er mehr eine Verpflichtung zum Schutz und zur Hülfe für die Jüngeren, als daß er bloßer Befehlshaber hätte sein wollen.

Freilich, das war ihm auch unfaßbar, daß sich etwa jemand seinem Einflusse entzogen hätte. Neben sich konnte er überhaupt niemanden sehen, und Unabhängigkeit von ihm war ihm unverständlich. Aber Menschen, die Außerordentliches leisten — und er war ein solcher, war einer der größten, die je diesen Planeten bewohnten —, solchen Menschen eignet und gebührt auch eine Stellung, die für alle andern Gesetz und Vormacht ist. Wenn man sie betrachtet, ist's, als strebe in ihnen die Menschheit über sich selbst hinaus, in ein neues Gebiet der Entwicklung zu ungeahnter Größe. Wer sich ihnen anschließt und von ihnen leiten läßt, der hat Hoffnung, auch mit in jenes Gebiet der Größe zu gelangen, das dem Staubgeborenen verschlossen scheint und vom Durchschnittsmenschen gar nicht geahnt und begriffen wird.

Kraft wollte Unerhörtes, Unermeßliches erreichen. Nach den Fortschritten, die ihm zu verdanken waren, konnte es für ihn keine Grenze des Wollens und der

Macht geben. Er begriff es wenigstens nicht. Der alles verstand und sich alles zutraute — eines verstand er nicht, daß ihm jemand widerstreben könnte.

Und doch gab es eine Grenze für ihn. Die ganze Sache war eigentümlich genug, erschien übrigens kaum der Rede wert. Sie ist eigentlich zu unbedeutend, um sie in einem Atem mit seiner großen Geschichte zu erzählen.

Es kam ganz einfach.

In seinem Elternhause wurde wieder einmal ein Sohn geboren. Man freute sich über jede solche Erweiterung des Lebens und der Macht. Aber dieses Mal ging's eigentümlich. Während sonst die Mutter von jedem Kinde einen bestimmten Eindruck hatte und danach den Namen wählte, hatte sie jetzt von dem Neugeborenen keine Vorstellung. Der Knabe hatte auch äußerlich nach keiner Richtung hin etwas Besonderes. Da man also keinen Namen für ihn wußte, hieß er zunächst der Junge. Aber es fand sich auch kein Name für ihn, und schließlich nannten ihn alle der Junge. So kam's, daß der Neugeborene namenlos blieb lebenslang.

Einen größeren Gegensatz konnte man sich gar nicht vorstellen, als Kraft und der Junge darstellten. Jener ein starker, lebhafter, geschickter, geistsprühender Recke, und der Junge die leibhaftige Unbedeutendheit. Still und geduldig, auf gar kein Vorwärts bedacht, selbstlos, von unglaublicher Ruhe und Schlichtheit. Und doch dabei nicht stumpf; aber ein Träumer, ein Mensch, der seiner Innenwelt lebte und der

Außenwelt wenig Verständnis und Teilnahme entgegenbrachte.

Kraft übersah ihn zunächst ganz. So lange er klein war, schien er selbstverständlich von allen Anordnungen Krafts ausgeschlossen. Aber er blieb immer der Junge, und es war immer, als ginge ihn alles nichts an, was Kraft vornahm. Es lag in dem Jungen wie ein geheimer Widerstand, aber er kam nie zur Aussprache und Geltung. Jedenfalls ging der Junge seinen Weg unbekümmert um alles, was Kraft vorschlug und durchsetzte, und wenn er sonst nichts Besonderes hatte, besaß er wenigstens eine tatsächliche Unabhängigkeit, die seinen Geschwistern völlig abhanden gekommen war.

Aber grade diese kaltblütige Unabhängigkeit war's, die Kraft nicht vertragen konnte. Der Junge war und blieb ihm ein Rätsel, und das erregte in Kraft Unbehagen und Gegensätzlichkeit. Bei den Geschwistern war der Junge nicht unbeliebt. Er war zu allen freundlich und dienstfertig. Auch den Kraft liebte er. Von einem Gegensatz schien er überhaupt nichts zu merken. Er stellte einfach eine andere Möglichkeit des Seins dar. Kraft kannte nur seinen Willen und seine Pläne, und da beides sehr gut war, erschien ihm alles andere wie unberechtigter Trotz und Minderwertigkeit. Hätte der Junge irgend welche Unternehmungen, wenn auch gegensätzliche, gemacht, so hätte es vielleicht gelegentlich einen Zusammenstoß gegeben, aber Kraft hätte ihn verstanden und schließlich ertragen. Aber das Schlimme war, daß der Junge nichts

Besonderes tat und gar nichts planen wollte, sondern nur anders war als Kraft. Er blieb ein quälendes Rätsel und stellte in all seiner Unbedeutendheit eine Grenze der Macht Krafts dar, ein Gebiet, auf dem seine Herrschaft ohne ersichtliche und klare Ursache schlechthin nicht zur Geltung kommen konnte.

Das Schwierigste war, daß der Junge unter den Geschwistern ein schlechtes Beispiel gab mit seinem Anderssein. Nicht, daß er sie zum Widerstand gegen den Bruder ermuntert und parteibildend gewirkt hätte. Sie anerkannten vielmehr alle willig die Vorzüge und Vorschriften des großen Bruders. Aber die Möglichkeit, neben Kraft etwas zu sein und unabhängig von ihm einen selbständigen Haushalt zu führen, das erschien diesem je länger je mehr unerträglich.

Nicht ohne Besorgnis sahen die Eltern dem wachsenden Gegensatze zu. Das Wunderlichste daran war, daß nur Kraft ihn wirklich empfand. Der Junge spürte ihn anscheinend gar nicht, war harmlos und unbesorgt, nur immer anders als Kraft. Einige seiner Geschwister standen ihm innerlich nahe, während die meisten unbedingt Kraft ergeben waren und seine Anschauungen und Werke teilten. Die Mutter sah in Kraft noch immer ihren Stolz und ihre Freude. Aber auf den Jungen blickte sie mit einer Art zärtlichen Mitleids. Wunderlicher Junge — wohin das alles nur führen mag?

Da machte Kraft die größte Entdeckung seines Lebens und vollbrachte eine Tat, wie die Welt sie größer nie gesehen. Er machte die Entdeckung, daß

der Mensch mit seiner Kraft auch den Stoff beherrschen und den rohen Stoff nötigen könne, dem Menschen in besonderer Weise nützlich zu sein. Kraft nahm zunächst den Grund und Boden zu seinen Versuchen in Anspruch und zwang ihn, bestimmte Arten von Früchten hervorzubringen, wie der Mensch ihrer bedurfte. Was wild im Boden wuchs, rottete er mit der Wurzel aus und hatte dazu ein eigenartiges Verfahren entdeckt, das dem menschlichen Erfindungsgeiste immer neue Blicke auf Vervollkommnung und Fortschritt eröffnete. An Stelle des Urwuchses aber legte er die Samen seiner Auswahl und sorgte dafür, daß ihr Wachstum nicht gestört werde durch neu auftretende Urkräuter.

So nahm Kraft Boden und Wachstum in seine starken Hände, und reiches Gelingen lohnte den Unermüdlichen. Er war der erste, der wirklich planmäßig den Boden in verständige Pflege nahm. Im Boden liegen die Wurzeln menschlicher Stärke, und alle Völker, die je Großes erreichten, haben die Wege Krafts beschritten.

Daß seine Erfindung außerordentlich bedeutungsvoll war, leuchtete Eltern und Geschwistern ohne weiteres ein, und wer es etwa nicht verstanden hätte, den belehrte darüber der zunehmende Wohlstand Krafts und der Seinen, denen jegliche Sorge fern zu bleiben schien. Sie lernten ihre Vorräte aufspeichern und vor Schädigungen bewahren und waren in ein so ausnehmend fruchtbringendes Gebiet der Tätigkeit, der Arbeit und des Denkens gestellt, daß nun jeder Erfinder und

Entdecker neuer Vorteile werden konnte. In Kraft war der Sieg der Menschheit über den Stoff gewährleistet und der Anstoß zu einer unendlichen Entwicklung gegeben.

Es erschien daher kaum denkbar, daß jemand Krafts Wege nicht mitginge. Wollte es aber doch jemand versuchen, so mußte er, von jeglicher Entwicklung ausgeschlossen, im Rückstande bleiben und verfallen.

Und doch ging einer nicht mit. Auch hier war der Junge anders als Kraft und ging mit wenigen andern seinen besondern Weg. Dieses Zwingen des Landes erschien ihm beinah wie ein unberechtigter Eingriff in seine urwüchsige Schönheit und Fülle. Als werde auf dem Wege Krafts etwas weggenommen, was kein menschlicher Fortschritt ersetzen könne. Als müßte überhaupt die Entwicklung einen andern Gang nehmen, auf dem sie vielleicht auch den Stoff zu beherrschen lernte, vielleicht in ungleich größerem Maße, aber anders als der Titane Kraft es versuchte.

Nur das wußte der Junge nicht, wie es geschehen sollte. Hätte er sich und andern gegenüber genau Rechenschaft ablegen und klar aussprechen können, so hätte er weiter nichts zu sagen gewußt, als: anders wie Kraft. Darin war er dann unbeugsam, und während Kraft den Boden nach seinem Willen zwang, suchte der Junge ihn zu erhalten wie er war, nahm in seine Pflege allerlei nützliche Tiere, zog sonderlich Schafe und wurde — ein Herdenmensch.

Auch ihm ging es gut und allen, die sich ihm an-

schlossen. Das gepflegte Leben nährte sie und erhielt ihr Leben nicht minder wie das der andern. Es gibt auch nichts Friedlicheres, Freieres und Froheres als das Leben mit der Herde. Auch das ist eine ernste Arbeit und beglückend zugleich. Vielleicht zuweilen unruhig, aber weniger anstrengend, auch den Geist nicht so hinnehmend. Es ist, als suche die Bearbeitung des Bodens alle Geisteskräfte für sich zu beanspruchen, das Herdenleben läßt Raum zu freiem Denken und innerer Entfaltung. Jenes kann bei allem Fortschritte leicht verflachen, dieses trotz allen Rückschrittes ebenso vertiefen und verinnerlichen.

Anders als Kraft — das war das Rätsel im Leben des Jungen. Beinahe ein quälendes. Warum anders? Wie anders? Darauf fand er keine Antwort. Aber jedesmal, wenn freundliches Zureden von Eltern oder Geschwistern oder seiner eigenen Vernunft ihn umstimmen wollte, tauchte plötzlich wie eine innere Stimme die Losung auf: anders wie Kraft. Dann blieb der Junge unbeugsam, als habe er hier seine Lebensaufgabe zu lösen. Als sei überhaupt im Leben der Menschheit ein drückendes Rätsel, das sich nach Lösung sehne und vorläufig keine andere finde als die: Anders wie Kraft.

So sann der Junge und sann und blieb über dem Sinnen ein Herdenmensch, während die Entwicklung fortschritt und vom Bruder geführt, erhabenen Zielen zustrebte. Aber merkwürdig. Vom Gegensatz allein kann ja niemand bestehen. Da war es dem Jungen, als zeige sich eine bessere Lösung der Frage. In weiter

Ferne freilich, aber doch gewiß. Und allmählich trat bei ihm an Stelle des innern Gegensatzes etwas wie freundliche, feste Hoffnung.

Dieses Hoffnungswesen auf echteren Fortschritt als Kraft ihn machte, gab ihm ein bestimmtes Gepräge und ein gewisses Sein, das alle seine anscheinende Unbedeutendheit aufhob. Je mehr er sich dessen bewußt wurde, um so mehr erfüllte ihn Friede und Freude; auch aufrichtige Liebe zu dem Bruder, so wenig er dessen Bestrebungen teilte. Dieses innere Vermögen des Herdenmenschen gab ihm auch eine gewisse Machtstellung, daß man sich sagen konnte: Am Ende ist anders wie Kraft das Richtigere. Und doch konnte niemand, auch der Junge nicht, eine klare Antwort geben über das Wie? Es war ein ganz eigenartiges Sein und Erleben, in das der Junge mit den Seinen gestellt war, aber niemand versuchte es zu erklären oder zu beschreiben. Und doch war's etwas, eine fühlbare Macht.

Niemandem so fühlbar als Kraft selbst. In allem, was er erreichte und für sich und andere leistete, fehlte im Grunde das Befriedigende. Jedesmal, wenn er meinte, an dem oder jenem Ziele zum Ende des Wünschens gekommen zu sein, eröffneten sich plötzlich ganz neue Aussichten und Fernen, und das Erreichte erschien oft genug nicht mehr als begehrenswert. Es war ein Jagen, dem das Ziel versagt schien, und ein Begehren, das keinen Frieden kannte. Auch auf Kraft selbst drückte dieser Zustand. Auch er empfand das lastende Rätsel. Im Jungen löste es sich aus als Friede und Hoffnung, in Kraft als Last und Unruhe.

Aber Kraft war nicht der Mann, sich drücken zu lassen. Alles Schwere veranlaßte ihn nur, neue Wege zu suchen in unermüdlicher Werdelust. Er fand auch hier eine Lösung. Er bemerkte, daß seinem Tun etwas fehle, was er unterschätzt hatte. Dieses fehlende Etwas war die religiöse Seite des Fortschritts. Er fühlte, daß es nicht so sehr neuer Ziele bedürfe, als vielmehr der Religion zu den alten.

Immer klarer empfand er, daß seine Arbeiten erst dann Weihe und Befriedigung erhalten würden. Da ging's ihm plötzlich auf wie eine Offenbarung. Hier war ja auch ein Weg gezeigt zum innern Verständnis mit dem Jungen. Was Kraft nie begriffen hatte, wurde mit einem Male deutlich. Ihre Gegensätze waren im Grunde religiöse. Wenn irgendwo, lag dort die Quelle seines stillen Widerstandes, und die Versöhnung konnte nur religiös gesucht werden.

Und sie sollte herbeigeführt werden. Sobald als irgend möglich. Was man in Kraft eigentlich nicht gesucht hatte, kam eines Tages als überraschende Neuigkeit ans Licht. Er erklärte, es solle eine große religiöse Veranstaltung stattfinden, ein Opferfest, um Gott zu danken für den erreichten Segen und neuen Segen für die Zukunft vom Himmel herab zu erflehen. Dazu wurden eingeladen — alle Menschen.

Wie ein Aufatmen der Befreiung überkam es die Menschen. Kraft hat das Rätsel gelöst. Hier hat der Fehler gelegen, und der Einzigartige hat ihn entdeckt und unverzüglich seine Beseitigung in Angriff genommen. Kraft traf die umfassendsten Vorbereitungen zu

diesem Feste, an das ein großes Opfermahl anschließen sollte.

Es kamen auch alle Menschen. Den Freunden Krafts sah man schon deutlich den zunehmenden Wohlstand an. Gebräunte Gestalten mit großen Händen, die die Arbeit breit gedrückt hatte, aber auch schon Behäbigkeit und die bewußte Sicherheit des Besitzers trugen sie leiblich zur Schau. Auch der Junge kam mit seinen Gesinnungsgenossen. Es war zum ersten Male, daß alle Menschen einig waren. Geeint durch die Religion.

Die alternden Eltern weinten Tränen der Rührung, und durch die Mutter zog ein stilles Danken: Das hab' ich erwartet. Auch hier hat Kraft den rechten Weg gefunden.

Kraft hatte einen Altar hergerichtet aus ungeheuren Steinen, die er herzugewälzt und eigenhändig geschichtet hatte. Die Lücken waren mit Früchten ausgefüllt, der Altar mit den Erzeugnissen des Bodens bedeckt, den Zeugen der Arbeit und des großen Sieges. Kraft selbst stand am Altar, ein König und Priester zugleich voll ehrfurchtgebietender Majestät. Er redete zu allen Menschen. Er sprach vom Ernst des Seins, von der Größe der Aufgaben und der Herrlichkeit des Sieges; „und der Dank" — schloß er — „gebührt dem, der die Macht gegeben hat in den Stoff und in den Menschen, dem lebendigen Gott, ohne dessen Beistand auch unser Sieg nicht errungen worden wäre."

Daß der, der alles selbst vermochte, sich hier im Angesichte aller Menschen vor Gott demütigte, das

machte ihn erst recht groß. Kraft selbst war tief ergriffen. Er redete in voller Wucht der Überzeugung. Er redete, weil er im tiefsten Innern so dachte, überwältigt von der Heiligkeit des Augenblicks. Die ganze Feier trug das Gepräge einer Bekehrung, als wolle Kraft hier gut machen, was er vielleicht im ungestümen Drängen nach vorwärts und im Wogen der Aufgaben versäumt.

Was aus dem Herzen kam, ging auch zu Herzen, und der Eindruck auf die Menschen war unbeschreiblich. Nie war Kraft größer, als an diesem Opferfeste. Den Eindruck hinterließ er bei den Teilnehmern: Er kann alles, er ist der Größeste der Menschenkinder.

Nur zwei teilten den Eindruck nicht. Der eine war der Junge. Mitten in aller Festfreude war ihn ein Schrecken angekommen, und der alte Notschrei in ihm erwachte: Anders wie Kraft. Und jetzt wußte er mit einem Male die Antwort auf das Warum? und das Wie?

Warum? Weil Gott selbst nicht dabei war. Alles was man sah und hörte, war Kraft und immer wieder nur Kraft. Das Opfer war nur die Schaustellung von Krafts Sieg. Sogar die Bekehrung war nur die Größe Krafts. Die Menschen bekamen keinen Eindruck von Gott, sondern nur von ihrem Helden, ihrem Könige, ihrem Priester. Gott selbst war ihnen ferne, mitten in allem Gottesdienste.

Nein! Grundanders wie Kraft! Und wie? So daß Gott wird alles in allem. Er der Vater, wir die Kinder. Alles Wirken aus Gott und in Gott und für Gott —

das ist der Sieg der Menschheit. An jenem Tage wurde dem Jungen sonnenklar, was er lebenslang geahnt. Aber zunächst erschrak er über diese Klarheit.

Aber wunderbar! Auch über Kraft war Klarheit gekommen. Auch er war unbefriedigt von seinem Fest wie der Junge. Er hatte die echte Wahrheit gelesen, als mitten in seiner Rede vom Fortschritt sein Auge den Jungen streifte. Da wußte er mit einem Male: Gott fehlt. Das erschütterte ihn, das demütigte ihn bis in seine innersten Tiefen. Er suchte Gott mit der ganzen Kraft seines Wesens, aber er fand nicht, wen er suchte. Unermeßliche Ferne, unübersteigliche Schranke — das fiel ihm als Last auf die dürstende Seele. Der Unbegreifliche nahm sein Opfer nicht an. Warum?

O dieses Warum! Wie viele Jahre hatte ihn das gequält. An dem ewigen Warum war er eigentlich groß geworden. Nun schien die Lösung so greifbar nahe, und siehe, da rückte sie ihm unter den Händen in unermeßliche, unerreichbare Fernen. Und sein ganzes Streben erschien so verfehlt. Wird man den Stoff zwingen können ohne Gott? Wird man dauernd herrschen können ohne Gott, bloß mit Religion? Bisher war's gegangen, heute jubelten die Menschen ihm zu, aber immer? Und war's denn bisher wirklich gegangen? War nicht jeder Sieg wie ein Hohnlachen gewesen, wie ein Spott auf den kühnen Streiter, der im Ringen mit dem Übermächtigen seine edle Kraft zersplitterte? Und die Menschen? Der eine, an dessen Zustimmung einzig gelegen war, in dessen Augen grade

hatte er die entsetzliche Wahrheit gelesen: Es ist alles umsonst. Gott ist nicht dabei. Es war nur ein religiöser Irrtum. Zum ersten Male, daß ein Mensch den Tod vor sich sah. Gott ewig unerreichbar — das ist der Tod.

Dieses Mal war's der Junge, der schnell handelte. Zum ersten Male in seinem ganzen Leben durchbrach er seine anscheinende beschauliche Untätigkeit. Alle Menschen erfuhren die große Neuigkeit, daß auch der Junge ein Opfermahl herrichten wolle, zu dem alle Menschen geladen waren. Allgemeine tiefe Rührung. Die Menschen sind so gern gerührt. Der gute Junge! Endlich, endlich kommt er auf den rechten Weg. Auf den Weg Krafts. Er war neulich schon auf dem Feste Krafts. Jetzt will er zeigen, daß er endlich Kraft Recht gibt und auch Krafts Religion teilt. So sprachen die Menschen in der glücklichen Zeit, wo noch soviel Neues unter der Sonne geschah. Auch die gute Mutter war tief gerührt. Sie freute sich ihres Erstgeborenen, ihres Kraft.

Als Ort des Festes war ein Hügel angegeben. Wenige Bäume auf einer abgeweideten Grasfläche. Unter den Bäumen einige roh zusammengeschichtete Steinblöcke. Der Junge empfing jeden schlicht und herzlich. Für die Eltern und Kraft waren Ehrensitze am Altar vorbehalten. Dann trat der Junge an die Steine und sah die Menschen lange an, als wollte er reden. Aber er fand das Wort nicht. Da wandte er sich ab, zog einige Lämmer vor, die hinter den Steinen gefesselt

lagen, legte sie schweigend auf den Altar und ritzte mit scharfem Steine der Reihe nach die Ader an jedes Kehle. Das rote Blut rann über die Steinblöcke. Lautlos ließen's die Lämmer geschehen. Ein leiser Seufzer kündete eines jeden Ende an. Ein Feuerbrand tauchte das Opfer in seine Lohe, und der Rauch wirbelte auf gen Himmel. Einige wenige Gebetsworte schlossen die Feier.

Der schweigsame Priester wandte sich dann zu den atemlos zuschauenden Menschen und reichte jedem ein Stück vom Opfer zur Mahlzeit. Kein Wort wurde gewechselt, aber die Menschen erlebten eine Geschichte und wußten nicht, was sie bedeutete. Als rage mitten hinein in ihre Gegenwart etwas unerhört Großes, als stehe vor jedem von ihnen die Majestät des lebendigen Gottes, als sei Himmel und Erde, Gott und Mensch eine neue wunderbar große Einheit, als kämen Ströme von Frieden, Gnade, Glück über die Erde und alle ihre Bewohner, die Menschen nicht minder wie die Herden, die friedlich unten im Tal weideten.

Heute haben wir Gott erlebt — flüsterten die ersten scheuen Stimmen der Menschen, die sich auf dem Heimwege hervorwagten, und sie trugen den Glanz und den Frieden Gottes in ihre Hütten, und die Herrlichkeit des Herrn lagerte behütend und beseligend über der jungen Menschheit.

Das tiefste Glück empfand der Junge. Sein Schreck vom ersten Opfer war ausgelöst in reinste Seligkeit. Daß die Lösung des schweren Rätsels so herrlich und

köstlich sei, hatte er nie geahnt. Daß die Menschen so verschwinden können in der Herrlichkeit Gottes und im Verschwinden sich selbst in ihrer eignen Wahrheit so finden können, das war der neue Weg, der gegeben war und nimmer verlassen werden sollte. Wie wird Kraft jubeln, daß alles Hasten und Jagen nun zum Frieden kommt! Wie kann sich seine wunderbare Stärke nach Geist und Leib nun auf dieser neu geschenkten Grundlage zu unerhörtem Fortschreiten sammeln und entfalten! Jauchzen hätte er mögen und unter Tränen dem Bruder um den Hals fallen und seine Verzeihung erbitten für die lange Trennung, das störrige „Anders wie Kraft", das nun eine so ungeahnt köstliche Versöhnung gefunden.

Aber auf Kraft hatte die Feier anders gewirkt. Seit seinem eignen Feste sah er vor sich nur immer Tod und Aufhören. Er entzog sich allem Verkehr. Und war er nicht ein toter Mann? Dieser Junge hatte es gewagt, ihm nachzuahmen und ihn zu überbieten. Und dann hatte er sich hingestellt, ihnen allen den Tod vorgezeigt und wie zum Hohne das erste Stück vom toten Lamme Kraft gereicht — dem toten Kraft!

Die Zähne knirschten ihm, und die Wut erschütterte und entstellte ihn, als er sich das klar machte. Und dieser Junge, dieser Schleicher, der war der Angenehme vor Gott und Menschen, und er, der gearbeitet und sich unsäglich gemüht hatte, er war der tote Mann — auch vor Gott und Menschen.

„Aber Kraft! Warum ergrimmst du so? Kraft! warum verstellen sich deine Gebärden? Du sollst herr-

schen, du sollst leben, aber zuerst sollst du über die Sünde herrschen; und du kannst, Kraft! Du braúchst sie nicht hereinzulassen in den Gottesfrieden" —

Hier muß Klarheit werden. Der Junge soll mir ins Angesicht gegenübertreten und Rede stehen.

So traf er ihn. Es war dort oben unter den Bäumen, am Altar des Festplatzes. Mit glückseligem Lächeln trat ihm der Junge entgegen: Bruder!

Da flammte jäh die grimme Wut auf: Du, du bist das ganze Unglück meines Lebens. Du bist der wahre Widersacher, der ewige Neinsager. Aber ich will dir zeigen, wer der tote Mann ist — ich oder du!

Damit packte er den Ahnungslosen mit Riesenkräften, würgte ihn und schleppte ihn auf die Steinblöcke, die der Bruder selbst geschichtet. Um den Gürtel hing ihm noch der scharfkantige Feuerstein. Den nahm Kraft und ritzte ihm die Adern an seiner Kehle. Das rote Blut rann über die Steinblöcke. Lautlos und wehrlos ließ das Opfer es geschehen. Ein tiefer Seufzer kündete sein Ende an. Er war ein toter Mann.

Der Zorn hatte sein Ziel erreicht und sein Opfer gefunden. Kraft war sein Priester.

Das war also der Tod. Das tote Lamm, der tote Mann — entsetzt wandte der Priester sich ab. Das rote Blut schreckte ihn auf. Der Tapfere floh zum erstenmal. Er floh über die Berge, er eilte nach Haus. Nein, nach Haus nicht! Dort sind Menschen. Ich kann Menschen nicht sehen. Ich muß allein sein.

Ermattet erreichte er einen stillen Ort. Die Nacht

brach herein. Kraft sehnte sich nach Ruhe und Schlaf. Aber der Schlaf floh ihn.

„Kraft, wo ist dein Bruder?" —

„„Ich weiß nicht, hab's nie gewußt, wo er ist, hab' ihn ja niemals hüten dürfen.""

„Kraft! Das rote Blut deines Bruders schreit von der Erde. Kraft! Die Erde ist verflucht, die Menschenblut, die Bruderblut geleckt hat. Kraft! Der Acker kann dir sein Vermögen nicht mehr geben. Er trägt auch dich nicht mehr. Er hat Blut geleckt. Unstät und flüchtig sollst du sein auf Erden."

Das ist die Strafe der Sünde. So also sieht die Sünde aus!

„„Die ist ja unausrottbar, riesengroß, die kann ja nie vergeben werden.""

Mit dem Schrei des Entsetzens sprang der Gequälte auf. Für ihn gab's keine Ruhe. Er eilte durch die Nacht hindurch ins Unbekannte. Pfadlos und ratlos sah ihn der aufdämmernde Morgen eilen. Da brach er ermattet zusammen an einer Quelle. Das kühle Naß erquickte flüchtig den Erschöpften. Dann kamen wieder die Gedanken. Die Quelle schrie ihn an: Blut bin ich, Bruderblut! und erschreckt jagte der Flüchtige weiter. Weit fort. Immer weiter. So weit, daß kein Bruderblut mehr schreien kann, daß kein Angesicht Gottes mehr leuchten kann. Unstät und flüchtig immer weiter, nur weg vom Angesicht des Herrn!

Immer weiter stürmte der Riese, bis er endlich vor Ermattung zusammenbrach. So fanden ihn die Seinen, hoben ihn auf und trugen den Bewußtlosen zu seiner

Hütte. Sein Weib kühlte seine heiße Stirn und pflegte ihn viele Tage. Dann legte sich die heiße Glut, und er lag still und matt da. Kein Wort wurde gewechselt zwischen den Ehegatten.

Endlich begegneten sich beider Blicke. Lange sah Kraft sein Weib an. Dann sagte er: „Weißt du auch, wer ich bin?"

„„Kraft!!""

„Ja, Kraft. Mich wird niemand töten. Ich würde siebenfältig gerochen werden. Ich weiß es. Auch Taten werde ich tun. Große, wie bisher. Nur laß uns fortgehen von hier, weit weg. Fort vom Angesicht des Herrn."

Und sie zogen weit weg nach Morgen, weg vom Angesicht des Herrn. Den Boden baute Kraft nicht mehr wie früher. Er fürchtete sich. Er fürchtete sich immer und überall. Da zog er um seine Niederlassung eine feste Mauer und ließ sie wohl verwahren und in seine neue Stadt nahm er auf, wessen er sicher zu sein glaubte.

In der neuen Stadt begann ein ganz neues Leben. Der alte Lebensmut Krafts erwachte nochmals hinter ihren festen Mauern. Die Menschen bauten das Land, aber Kraft sann auf neue Wege, die Furcht zu betäuben und das große Menschenziel zu erjagen, daß endlich Friede werden könnte. Er stand ja nicht mehr im Wege, der ihn immer gestört. Niemand nannte ihn. Sie fürchteten sich. Düsterer Ernst lag über Kraft und seinem Sinnen.

Endlich hatte er's. Im Stoffe lag's nicht. Das

Land mochte man bebauen, um Lebenskräfte zu beziehen. Aber das Menschenziel mußte höher liegen. Man durfte nicht Mittel und Zweck verwechseln. In der Religion lag's auch nicht. Dort muß der Mensch seine stolze Kraft beugen, und im Beugen gerät er in den Irrtum. Nein, riesenstark müssen wir sein, schrie Kraft auf, und Fortschritte machen, die Unermeßliches gewährleisten. Unser Fortschritt liegt im Geiste, und seine Fähigkeiten machen uns die Erde untertan.

So geschah's. In die erste Stadt kam bald die erste Schmiede. Geist und Körperkräfte verbanden sich in Einklang und Fortschritt. In der Stadt wohnte der erste Dichter, der erste Musiker. Geist und Kunst bezeichneten den Fortschritt der Stadt. Das Übermenschentum in seiner Riesenstärke verband sich mit der Stadt und schickte sich an, das Ungeheure zu leisten, was je Menschen in Angriff nehmen und erstreben.

Nur ein Malzeichen trug alles in der Stadt und alles, was von ihr ausging: Unstät und flüchtig. Die innere Unrast ihres Gründers wurde ihr sichtbares Merkmal. Fortschritt ohne Frieden ihr Geschick. Der Übermensch haßte, verfolgte und zertrat auch stets den Herdenmenschen. Er fürchtete ihn. Sein letztes Ziel hat er selbst nie erreicht. Aber er fürchtete, der wahre Fortschritt könne doch vielleicht vom Herdenmenschen kommen, und der Unterlegene doch noch obsiegen. Darum verfolgte er ihn, weil er ihn fürchtete. Denn es haßt nur, wer Furcht hat.

Die Geschichte der ersten Menschen ist die Geschichte der Menschheit. Ungelöst und unversöhnt blieben stets die Gegensätze. Gewechselt haben nur die Namen ihrer Träger. Die damaligen sind bekannt unter den Fremdnamen Kain und Abel. Aber ihre Geschichte ist die Geschichte der Jahrtausende, und noch harrt sie des Abschlusses.

Lhotzky.



EIN HEMMNIS DEUTSCHER ZUKUNFT UND SEINE ÜBERWINDUNG.

Ein heller Jubel, für dessen aus tiefster Seele aufbrechende Gewalt das jetzige junge Geschlecht kein Maß besitzt, durchbrauste unser Volk, als 1871 endlich aus dem Gewölk der Schlachten der Glanz der langentbehrten und heißersehnten Kaiserkrone aufstrahlte. Im Kampf mit dem gallischen Nachbar hatten die Deutschen mit Blut und Eisen ihre Einigung im neuen Deutschen Reich sich erstritten. In jenem Jubel klang nicht bloß die stolze Freude an der überlegenen Kraft aus, die unser Volk aufwies, nicht bloß die Befriedigung darüber, daß die Zusammenfassung der einzelnen Stämme zu einem machtvollen Ganzen den Deutschen eine feste Stellung unter den Nationen sichere, sondern der Grundton war das Hochgefühl, daß nun dem Rechte der deutschen Kultur in der Welt die Anerkennung errungen und die Zukunft aufgetan sei. Was man von dieser erwartete, bekundete hier der Jubel der Protestanten darüber, daß ein evangelisches Herrschergeschlecht an die Spitze des Reiches und in den Vordergrund der Geschichte gerückt war, die nun in der Bahn der Reformation weiterziehe, dort die Befürchtung der Katholiken, daß ihrer Kirche die Verwirklichung des lange betriebenen Planes, die Menschheit unter den Krummstab des Unfehlbaren zu beugen, für

immer versagt bleiben werde. Die Erstehung des Deutschen Reiches wurde als Ertrag und Bestätigung der geistigen Arbeit in den früheren Jahrhunderten, wie als Anfang einer neuen Periode angesehen, deren Führung in der Hand der deutschen Kultur liege: diese aber ist der legitime Sproß der Reformation, genährt, großgezogen und geweiht von evangelischem Geist.

Dennoch kann unsere Kultur ihre Stütze nur in ihrer inneren Kraft und nicht im Schutze der staatlichen Macht suchen; vielmehr kann diese ohne jene weder ihre segensvolle Bedeutung für die Welt noch für das von ihr vertretene Volkstum behaupten; sie würde verfallen und absterben, wenn sie sich von der Lebenswurzel des Protestantismus löste. Es gibt doch zu denken, daß sich auf dem Boden des jungen Reiches mit jugendlichem Ungestüm Ultramontanismus und Sozialdemokratie erheben und aufs heftigste die der Reformation entstammte Gestaltung deutschen Denkens, Empfindens und Handelns bekämpfen. In der Auseinandersetzung mit ihnen muß der Protestantismus abermals seine Befähigung nachweisen, das Wesen unseres Volkstums zu neuem und reinem Ausdruck zu bringen, sein kräftiger Bildner und sein des Weges zum Ziele kundiger Führer zu sein. Wird er in diesem Streite beiseite geschoben, so dämmert der Abend für die deutsche Kultur herein; ihm müßte die Nacht für das neue deutsche Reich folgen. Das ist die ernste Bedeutung des gegenwärtigen Kampfes; wir wägen ab, wohin seine Entscheidung fallen wird.

Das Christentum war zu den Germanen in der

Form der katholischen Kirche gekommen; sie war das Werk eines fremden Bodens; ihre Lehre und ihre Verfassung war aus dem Marmor des Evangeliums von dem Meißel der griechisch-römischen Kultur gearbeitet. Der deutsche Geist konnte zur Gestaltung der christlichen Wahrheit und Frömmigkeit wenig oder nichts dazutun. Das Evangelium war nicht wie ein Samenkorn, das aus der Ackerkrume unseres Volkstums Saft und Kraft zu einer diesem angepaßten Pflanze ziehen konnte, sondern es wurde den Deutschen in der römisch-kirchlichen Form wie ein fertiges Gewand übergestülpt, das sie mit der Empfindung trugen, es entspräche nicht ihrem innersten Wesen, es beschränke und verhülle dieses.

Das asketische Lebensideal war dem weltoffenen Sinn der Germanen zuwider. „Es kann ja leider nicht werden," klagt Walther von der Vogelweide, „daß Reichtum und weltliche Ehre und Gottes Huld jemals wieder zusammen in ein Herz kämen." Und dem deutschen Gemüt drängte sich bald die Erkenntnis auf, daß die Verrichtung der kirchlichen Werke, welche die Frömmigkeit ausmachen sollte, nicht das innere Sehnen nach Gott zu stillen vermöge.

Zwar suchte der Dichter des Heliand das Christentum dem deutschen Leben anzupassen; aber die Organisation, die Bonifatius der christlichen Kirche in unserem Vaterlande gegeben hatte, schmiedete fest um sie die Fessel Roms. Zwar entflohen die Mystiker dem äußerlichen Betriebe der Religion durch die Priester, um mit ihrem Innern sich in das Meer der

göttlichen Liebe zu stürzen und als ein Tropfen in ihm zu verschwimmen, aber es war unmöglich, die Mystik zum Eigentum des Volkes und zum Former seines Lebens zu erheben; sie konnte den Einfluß der römischen Kirche weder brechen noch ersetzen. Zwar entrissen sich viele der prunkhaften und verderbten Kirche, um ihrem Gott mit reiner Lehre und reinem Leben zu dienen, aber sie wurden als Ketzer gebrandmarkt und verfolgt, und dies hielt die große Masse ab, in die Reihen dieser Edlen zu treten. „Sieben lange und schwere Jahrhunderte, von Karls des Großen bis zu Luthers Tagen, rang sich das deutsche Volk ab, um die fremde Religion und Kirche, die es doch nicht mehr entbehren konnte, zu einer deutschen zu gestalten — Solch ein ergebnisloses Sehnen und Suchen nach einer tieferen Befriedigung der Gemüter innerhalb der Formen und Lehren der Kirche, solch eine heimliche Abkehr des Herzens von dem, was der Mund noch als heilig bekannte, solche Fieberparoxysmen des kranken Gewissens, wenn die niemals übertäubte Stimme in der eigenen Brust ebenso laut befahl, das Vertrauen auf die sündenvergebende Kraft der guten Werke als eine pfäffische Lüge fahren zu lassen, wie sie vor jeder Ausschreitung des Eigenwillens und der darauf gegründeten Selbsthülfe drohend warnte — das war die religiöse und sittliche Luft der deutschen Nation, in die Martin Luther hinein geboren wurde.“*)

*) Heinrich Rückert, Martin Luther. S. 4 u. 9 (Leipzig, Brockhaus).

Die antiken Religionen waren national; sie waren wie Quellen, die aus dem Boden des Volkstums heraustraten und dieses befruchteten. Das Christentum sollte die Religion aller Völker werden. Es tat in vollkommener Weise, was die andern anstrebten; es brachte die innigste Gemeinschaft mit dem Gott, den alle gesucht hatten und der in Christus sich als der rechte Vater aller seiner Kinder offenbarte; es konnte daher mit dem Geiste jeder Nationalität sich verbinden und die Anlagen dieser zu edler, eigenartiger Kultur entwickeln. Aber es hatte sich eine straffe Gestalt in der katholischen Kirche gegeben; diese legte, darin eine Erbin des Römertums, den Nachdruck darauf, die Völker, die sie in ihren Bereich zog, ihren Formen und Ordnungen anzuschmiegen; der Gebrauch der kirchlichen Mittel zur religiösen Bildung der Seele wurde von ihr als Religion bewertet und dadurch selbständiger Glaube, unmittelbares Leben der Seele in Gott hintangehalten. Gerade solches Leben aber entsprach dem innersten Wesen des deutschen Volkes, das von der römischen Kirche nicht verstanden wurde; *sie ließ den deutschen Geist nicht aus ihren griechisch-römischen Mauern heraus, sie hinderte ihn an der freien Bestellung seines Arbeitsfeldes, an seiner Kultur.*

Luther legte die Mauern nieder. Schon damit bahnte er einen gewaltigen Fortschritt an, daß er, dieser eine Mann, tapfer es wagte, im Namen Gottes und des Gewissens wider die kirchliche Autorität anzugehen, außerhalb deren es damals weder vor den

öffentlichen Gewalten noch in der öffentlichen Meinung christliche Religion gab. Er erwies das Recht der Persönlichkeit, ihr inneres Leben gegenüber dem Ganzen zur Geltung zu bringen. Die Gemeinschaft kommt nicht durch sich selber vorwärts. Sie ist konservativ und bessert höchstens kleine, äußere Schäden aus; tiefere Erkenntnis, neue Ziele sind nur die Gabe großer Männer. Luthers Tat hat eine breitere und kräftigere Entfaltung des deutschen Geistes und das Fortschreiten seiner Kultur ermöglicht. Was aber Luther bot, das kam dem heißen Verlangen unseres Volkes entgegen; es rückte das Christentum in das Herz und die Geistesart unseres Volkstums; daraus erklärt sich die begeisterte Zustimmung, die dem Reformator aus unserem Vaterlande entgegeneilte. Er riß fast das ganze Volk auf seine Seite; das wäre schwerlich geschehen, wenn dieses nicht empfunden hätte, daß Luthers religiöse Anschauung sich der Volksindividualität einfügte. Das Religiöse allein ist keine Fahne, die rasch und stürmisch die Massen um sich sammelt, wenn nicht zugleich das nationale Moment mitwirbt. Was Luther aus dem Christentum hervorstellte, das faßte die besten Seiten der deutschen Natur an. Diese hält Recht und Wert der Persönlichkeit hoch; jeder will sein Ich behaupten; nur frei will er einem andern sich unterordnen. Der Germane folgte willig dem Herzog, weil dieser für ihn eintrat; Dienst um Dienst! Treue um Treue! Die katholische Kirche aber ist als Heilsanstalt die Führerin zu Gott. Zwar in ihren Heiligen besitzt sie eine Schar von Idealfiguren; aber die an-

geblichen Vorzüge dieser, Askese und Devotion konnten den Deutschen keine Anerkennung abringen oder nur verbildend auf das männliche, tapfere, freie Volk einwirken.

Nun in der Reformation trat Christus selber unter die Deutschen; ja — die hehre, reine Gestalt dieses tapferen Helden, der für Gott wider seine Feinde mit beispielloser Kraft kämpfte, der so freundlich seines Volkes sich annahm und es zu retten sein Leben einsetzte, — das war der Mann, dem die Deutschen ihr Höchstes anvertrauen konnten.

Mit der Reformation tat die christliche Frömmigkeit einen weiten Schritt vorwärts, weit über den Katholizismus hinaus. Das religiöse Leben der Persönlichkeit wurde der zwingenden Leitung durch die Kirche enthoben; es war für den freiheitsliebenden germanischen Mann ein unwürdiger Zustand, im Höchsten, was er besaß, in seinem Glauben, an das priesterliche Gängelband gebunden zu sein; er war nicht das Kind im Reiche Gottes, er hatte zu diesem nur als Haussklave des Priesters Zutritt. Wie Christus im Kampf gegen die Pharisäer mit seinem Evangelium das Glaubensleben seines Volkes der pharisäischen Tradition und der religiösen Organisation, der Theologie und Hierarchie entwand, so erlöste die Reformation, indem sie die Deutschen zu Christus zurückführte, diese von der römischen Kirche.

Die katholische Kirche hatte sich zu einem Staat entwickelt, dessen Gesetze als Gottesordnungen unverbrüchliche Geltung beanspruchten; wer sie erfüllte, ge-

nügte den Anforderungen des Allmächtigen; so weit sie reichten, war Gottes Reich; außerhalb der Kirche und des ihr gemäßen Handelns war nur dämonisch beeinflußte Welt; in dieser leben und für sie arbeiten war etwas Geringes, ja, für die Seele Gefährliches. Unter dem Szepter solcher Anschauung war eine freie Entfaltung des Geistes kaum möglich; wissenschaftliches Streben hatte in der von der Kirche festgesetzten Wahrheit Norm und Schranke; die Kunst arbeitete im Vorhof der Kirche; der Ausbau und die Pflege der natürlichen Lebensordnungen war etwas Gleichgültiges und viel weniger segensreich, als die kirchlichen Leistungen. Die Kirche konnte keine Gönnerin der weltlichen Kultur sein. Und wenn diese dennoch da und dort einen Platz sich errang, so stand sie nur als geduldet da, in den Augen des römischen Systems ein illegitimes Kind. Die Reformation dagegen zeigte die Religion als persönliche Gemeinschaft des Einzelnen mit Gott auf, zu der die Kirche wohl erzieht, die aber nicht in kirchlichen Diensten sich erschöpft. Die Welt und die natürlichen Lebensordnungen werden nun das Gebiet, auf dem der Christ seine Frömmigkeit zu betätigen hat. Die Gaben der Natur wie des Geistes sind von Gott verliehen, damit der Mensch sie ausnutze, beherrsche, gestalte. Die vielseitige Arbeit in Wissenschaft, Kunst, Technik, im bürgerlichen Beruf, in der Erziehung und Bildung der Jugend, in der rechtlichen und sittlichen Ordnung, der Beziehungen von Mensch zu Mensch — alles ist ein Lehen Gottes; wie er selber das unermeßliche, sichtbare All zum Werkzeug und

zur Werkstatt seines Geistes sich gefügt hat, so soll auch der Mensch den kleinen Ausschnitt aus der Welt, in dem sein Leben beginnt, so bearbeiten, daß die irdischen Verhältnisse zum Ausdruck und Träger seines Geistes werden, so gestalten, daß in ihnen die Kräfte seines Innern sich entfalten und seine Persönlichkeit ihre Aufgabe lösen kann, sich und andern zu einem harmonischen, weltmächtigen Dasein zu verhelfen. Das ist die Kultur der neuen Zeit, die mit den Tagen Luthers anhob.

Da die Erde zur Welt Gottes gehört, soll auch das irdische Leben in seiner Weise und unter seinen Bedingungen zum Reich Gottes sich auswirken. Aus dieser Erwägung aber ergibt sich, daß *die wahre Auffassung der Religion, wie sie die Reformation hervorhob, den Christen nicht der deutschen Kultur entfremdet, sondern zu dieser treibt und stärkt.* Beide können einander nicht entbehren. Die Kultur bedarf der Ergänzung durch die Religion, weil sie durch sich allein weder dem menschlichen Geiste je volle Befriedigung zu bringen noch auch alle seine Kräfte anspornende Ziele zu stellen vermag; die Religion aber erhält von dem weiten Gebiet des menschlichen Daseins ein ihrer würdiges, ihrem inneren Reichtum angemessenes großes Feld zu ihrer Betätigung, deren Vielseitigkeit sie vor öder Erstarrung, vor träger Beschaulichkeit, vor schwärmerischen Verirrungen und vor dem Versinken in kleinliche, läppische Gebräuche oder in kalte Abstraktionen bewahrt.

Zu solcher Auffassung der Religion ist die römische

Kirche unfähig; ihr sind die irdenen Gefäße, in denen der göttliche Schatz verwahrt wird, die Hauptsache; daß diese nicht angetastet oder in Scherben geschlagen werden, ist ihre vornehmste, ihre einzige Sorge; sie hat die Gottes und der Religion unwürdige Vorstellung, daß der Geist Gottes heimatlos werde, wenn er nicht in den römischen Gebräuchen ansässig bleibe, daß die Religion in den Abgrund stürze, wenn sie nicht mehr von dem Papsttum gezügelt werde. *Von der katholischen Kirche kann also seit der Reformation, durch welche die irdische Welt ihre Souveränität errang, nicht mehr Förderung, sondern nur Hemmung der Kultur ausgehen.* Diese hat sich der Herrschaft jeder Kirche entwunden.

Es ist bemerkenswert, daß der Protestantismus es zu keiner der römischen Kirche ähnlichen Organisation gebracht hat. Viele beklagen es, daß Luther nicht der Schöpfer einer evangelischen Reichskirche geworden ist. Aber wir müssen dafür dankbar sein, daß dem Reformator die innere Ausrüstung zu einem großen kirchlichen Verfassungswerk versagt war. Wäre damals das deutsche Volk unter einen kirchlichen Hut gebracht worden, so wäre unter diesem die freie und allseitige Entfaltung des Geistes ebenso beengt worden, wie unter der Tiara; das Reich blieb in der Abhängigkeit von der kirchlichen Gewalt oder hätte diese ganz an sich gerissen. Gerade die Zersplitterung des Protestantismus in verschiedene kirchliche Gemeinschaften hat der Religion und der Kultur die größten Dienste geleistet. Die Mannigfaltigkeit der kirchlichen Formen

lieferte den tatsächlichen Beweis, daß das religiöse Leben nicht an eine bestimmte Form ausschließlich gebannt ist, daß es vielmehr um so reicher und schöner sich darlegt, je mannigfaltigeren Ausdruck es sich gibt. Der innige und ernste Glaube, die rege und tief gegründete Sittlichkeit in den verschiedenen protestantischen Kirchen und Gemeinden bleibt ein unwiderleglicher Protest gegen die römische Anmaßung, in ihrer Gestalt den allein von Gott geprägten und vor diesem gültigen Ausdruck des Christentums zu besitzen, eine Anmaßung, die für die geistige und religiöse Entwicklung nur als Bremse gewirkt hat.

Und keine Landeskirche konnte so stark werden, das gesamte Leben des Volkes unter ihre Botmäßigkeit zu zwingen; ihre Tyrannei über die öffentlichen Gewalten war ausgeschlossen; sie sah sich auf ihre Aufgabe beschränkt, das religiöse Leben ihrer Glieder zu wecken, zu läutern und zu kräftigen, damit diese fähig würden, für Diesseits und Jenseits ihre Pflicht zu erfüllen. Die Kirche wurde die Dienerin des Volkes, die Pflegerin seiner ewigen Güter; als solche allein kann sie ein Segen für die Nation sein, während sie als absolute Herrscherin nur Unheil in ihrem Gefolge, Bann und Ketten für den Geist führt, dessen Kraft in Religion und Kultur nur unter der Sonne der Freiheit aufbrechen kann.

Der Träger und Hüter der modernen Kultur wurde der Staat. Daß er zu dieser Stellung erhoben wurde, ist eine Tat der Reformation, die von der segensreichsten Wirkung für die menschliche Entwicklung

war. Nun erst konnten alle inneren Anlagen eines Volkes zusammengreifen, um das Ganze und in ihm den Einzelnen auf die dem Volkstum mögliche Höhe seiner Ausbildung und zu steigender Wohlfahrt zu bringen. Der Staat, das organisierte Volkstum, hat die Aufgabe, die natürlichen, rechtlichen und sozialen Verhältnisse mehr und mehr so zu ordnen, daß sie in ihrer Kultur für den von ihm vertretenen Teil der Menschheit das Reich Gottes verwirklichen. Und daß der Staat sich in dieser Richtung bemüht hat, ist nicht zu leugnen.

Für die Tätigkeit des Staates dürfen die Vorschriften eines kirchlichen Bekenntnisses nicht maßgebend sein. Auf seiner Fahne stehen Glaubens- und Gewissensfreiheit. Das Recht, das er dem einzelnen sichert, und die Vorteile, die er zu gewähren hat, sind von konfessioneller Anschauung unabhängig. Dennoch hat die religiöse Freiheit ihre Grenzen an der Rücksicht auf das Wohl und den Bestand des Staates. Religiöse Schwärmerei vermag selbst die unsinnigsten Dinge mit dem Purpur eines gottgefälligen Dienstes zu umkleiden. Setzen wir den Fall, daß irgend ein Phantast die Entmannung oder sonstige Verstümmelung oder die Ehelosigkeit oder die Verweigerung aller irdischen Arbeit als eine der Gottheit besonders genehme Leistung verherrlichte und große Scharen um seinen Wahnwitz vereinigte, so müßte der Staat, um seine Existenz nicht zu gefährden, dagegen Stellung nehmen. Er hat zu verhüten, daß geistige Absonderlichkeiten Einfluß auf große Kreise

und auf das öffentliche Leben erlangen, die in vollem Gegensatz zu der von ihm vertreten Kultur stehen. Diese hat er mit voller Energie aufrecht zu erhalten. Dadurch aber wird auch sein Verhalten zur römischen Kirche bestimmt. Gewiß muß dieser die Übung ihres Kultus und die Verkündigung ihrer Lehre möglichst ungehindert sein. Es darf die Staatsgewalt nicht den römischen Katechismus korrigieren oder Bedingungen für das Messelesen vorschreiben. Wer die Unfehlbarkeit des Papstes annehmen, vor der Maria als Himmelskönigin sich beugen, allerlei Heilige anrufen und an die Soutane des Priesters geheftet zum Himmel kommen will, der mag es immerhin tun. Sicher wird es an und für sich dem Staate nicht lieb sein, eine größere Anzahl Bürger zu haben, die auf einer tieferen Stufe des Glaubens verharren; religiöse Rückständigkeit und Beschränktheit wirft ihre Schatten auf alle Gebiete des Lebens. Die Anhänger des Papismus werden zur Hebung der Kultur wenig beitragen; sie werden vielmehr als Ballast das Schiff der geistigen Arbeit beschweren. Aber dies muß der Staat zunächst als ein Verhängnis hinnehmen, das er durch direkte Eingriffe nicht beseitigen kann. Ihn kann sogar der katholische Kultus in manchem Punkte sorglich stimmen; dieser braucht z. B. eine Menge Feiertage; sie können so zahlreich werden, daß sie die Arbeitsfreude und -Kraft des Volkes mindern, den Wohlstand schädigen, die Vergnügungssucht fördern. Katholische Völker sind auf diese Weise verarmt. Aber auch hier darf die öffentliche Gewalt die Feiern selber nicht verbieten;

aber sie hat das Recht und die Pflicht, sie nicht mit dem gesetzlichen Zwange zu allgemeiner Ruhe von der Arbeit auszustatten.

Schwierig genug scheint vielen für den Staat, das richtige Verhältnis zur römischen Kirche zu finden. Denn diese ist eine grundsätzliche Gegnerin des Staates, der Wissenschaft, Kunst, Bildung, Sitte, Recht, kurz die in ihm zu gesetzlicher Ordnung zusammengefaßte Kraft des Volkes selbständig zur Entfaltung bringen will. Dies wird ihm freilich nur gelingen, wenn die Volksseele religiös und sittlich bestimmt ist; aus der inneren Verbindung mit Gott rinnt Antrieb, Vermögen und Ausdauer zu heilsamer Gestaltung des Volkslebens. Nun aber wähnt die römische Kirche, das auf Erden verwirklichte Reich Gottes zu sein; die Bitte: dein Reich komme, wird dadurch erfüllt, daß immer weitere Gebiete dem Papsttum unterworfen und der römischen Kirche einverleibt werden. So muß jene vor allem nach der Weltherrschaft streben und den Staat sich gefügig machen. Dagegen hat dieser die oberste Pflicht, in seinem Interesse und in dem der Kultur den Einfluß des Papismus auf seine Gesetzgebung und Verwaltung abzulehnen; er muß um so vorsichtiger gegen Rom sein, je eifriger dessen Vasallen um die Macht ringen; einem geschichtskundigen Staatsmann kann ja das letzte Ziel vatikanischer Politik nicht dunkel sein: Unterwerfung der Staatsgewalt zur Vernichtung der in der Reformation angebahnten selbständigen weltlichen Kultur.

Aber es scheint nicht, als ob dies allen, die jetzt

auf den Regierungssesseln sitzen, völlig klar wäre. Das Zentrum, durch die Schwäche der anderen Parteien und der Regierung stark geworden, benutzt seinen Einfluß auf die Gesetzgebung so, daß diese nichts wider römische Interessen regele; es hindert, wo es kann, den Staat, nach seinen eigenen Grundsätzen und dem deutschen Geist gemäß voll zu wirken und deutsche Kultur zu fördern. Daneben dringen seine Anhänger immer zahlreicher in wichtige Ämter ein, man erzählt sich schon, daß in manchen Zweigen der preußischen Staatsverwaltung das katholische Bekenntnis der beste Empfehlungsbrief sei. Je mehr Papisten im Staatsdienst verwendet werden, um so besser kann in der Verwaltung für Rom gearbeitet werden. Und sitzen in den oberen Stellen die Verfechter ultramontaner Ansprüche, dann kann in der weiteren Bestellung Gleichgesinnter für allerlei Ämter, in der Unterstützung katholischer Institute mit Staatsmitteln, in dem Gewährenlassen hierarchischen Treibens, bei der deutsch-feindlichen Bearbeitung des Volkstums, insbesondere in der Schule, viel zu Gunsten Roms geschehen, wodurch dieses breiter und fester im öffentlichen Leben Fuß faßt. Dann wird auch die Stunde nicht mehr fern sein, in der abermals nach dem v. Zedlitzschen Modell ein Schulgesetz vorgelegt und angenommen wird, das die Lehrer und ihre Tätigkeit ganz in klerikale Hände legt; dann wird ein Geschlecht großgezogen, welches der evangelischen Mehrheit des Reiches völlig entfremdet wird, das kein Verständnis, keine Anerkennung, kein freudiges Auge für deutsche Geistesarbeit besitzt,

das unsere Poesie, unsere Literatur, unsere Kunst nur unter der Wimper des Papstes betrachtet. Die geistige Zerrissenheit unseres Volkes würde zum dauernden Elend. Die deutschen Katholiken entzögen sich dem weiteren Aufbau der deutschen Kultur; denn ihr Herz, ihr Kopf, ihr Wille wären romanisiert, sowie ihre Frömmigkeit ganz nach ultramontaner Vorschrift gebildet würde. Man vergesse nicht, daß nach diesem jesuitischen Rezept schon einmal in der Gegenreformation verfahren ist. Es geschah insbesondere auf den Rat des Ignatius von Loyola, daß in Österreich nur durchaus römisch gesinnte Beamte und Lehrer angestellt, daß alle nicht spezifisch papistische Literatur unterdrückt, daß die romanischen Formen der Frömmigkeit: die Heiligen- und Reliquienverehrung, die Wallfahrten zu den Gnadenorten, dazu die Gottesdienste in lateinischer Sprache, gepflegt, daß die verwaisten Klöster wieder gefüllt, die Orden vermehrt und zu angriffslustigem Geiste erneuert wurden. In eben derselben Richtung ist der Ultramontanismus jetzt unter uns tätig. Ich erinnere daran, wie man die Jugend von der Lektüre unserer Klassiker abhält, wie dem katholischen Volke nur *die* geistigen Erzeugnisse zugänglich gemacht werden, die das Placet des Priesters haben; ich erinnere daran, wie der Kultus der Heiligen, obenan der Maria, die Prozessionen zu den Gnadenorten und Reliquien betont werden; ich erinnere daran, wie eifrig für neue, für immer mehr Ordensniederlassungen gesorgt wird. *Das alles sind Wege, auf denen der Geist der deutschen Katholiken für romanische*

Frömmigkeit und für papistische Weltbetrachtung eingefangen wird. In solchem Netz wird er dem Meere der deutschen Kultur entnommen.

Und merkwürdig: der Staat hilft mit freundlicher Gönnermiene dazu. Er hat den Einzug vieler Orden gestattet; mit ihnen wandelt das Mittelalter durch die Gegenwart. Eine durch die Reformation überwundene Anschauung, als sei der Asket der ideale Christ, macht sich unter unserem schaffensfreudigen Geschlecht geltend; die feiste Kutte neben dem rußigen Hüttenarbeiter! Und alle diese Mönche und Nonnen arbeiten unkontrolliert vom Staate; sie sind die Streiter einer fremden Macht. Ja, die Nonnen dürfen sogar die weibliche Jugend unterrichten und erziehen, obwohl der Staat wissen könnte, daß ihr von jenen nicht deutscher, sondern römischer Geist eingeflößt wird. Dessen Pioniere sind die Orden auf unserem vaterländischen Boden; die Zahl dieser vatikanischen Kriegslager hat der Staat unaufhörlich vermehren helfen, anstatt sie auf das Allernötigste zu beschränken. Und nun will man den Jesuiten größere Bewegungsfreiheit einräumen, die am liebsten dem Deutschtum und dem Protestantismus den Dolch ins Herz stießen, den Jesuiten, die mit ihrem Kadavergehorsam und ihrer Moral so lange geduldet zu haben, einer der dunkelsten Punkte für die Ehre der Christenheit ist. Mit diesen fortwährenden Konzessionen an Rom wird das Selbstbewußtsein der Katholiken mächtig gestärkt; tritt dazu noch die Fülle von Ehrungen und Liebenswürdigkeiten, welche vom Kaiser dem Papst und den Bischöfen erwiesen werden, so muß darin

der katholische Christ eine Anerkennung und Huldigung seiner Kirche sehen und wird an diese fester gekettet. So hilft der Staat, der das Interesse hat, Bürger von möglichst hoher und freier geistiger Ausbildung zu besitzen, selber dazu, einen großen Teil seiner Untertanen auf einer niedrigeren, durch die Reformation überholten Stufe der religiösen und sittlichen Kultur festzuhalten. *Indem er dazu mitwirkt, sie in die Gewalt des römischen Priesters zu bringen, nimmt er ihnen die Möglichkeit, durch Teilnahme an dem geistigen Leben der Nation innerlich freier und weiter, religiös tiefer und aller Bildung offener zu werden.* Es ist Torheit, wenn man sich einbildet, durch Nachgiebigkeit gegen den Ultramontanismus die deutschen Katholiken zu neuer Liebe für das deutsche Vaterland zu gewinnen; den entgegengesetzten Erfolg wird man haben. Denn Knechte des römischen Priesters werden stets Gegner des Deutschtums, sicherlich keine Freunde des Deutschen Reiches werden; je mehr sie mit papistischem Geist sich vollsaugen, um so weniger nehmen sie von unserer nationalen Kultur auf. *Die jetzige romfreundliche Politik der Reichsregierung hat kulturfeindliche und antideutsche Wirkung.*

Gewiß wird den Staatsleitern die Erkenntnis nicht abhanden gekommen sein, daß der Staat auf der Grundlage des Protestantismus erbaut ist und durch diesen zusammengehalten wird. Das wissen ja selbst die Ultramontanen; sie fühlen sich deswegen nicht ganz zu Hause im Deutschen Reich. Das Gefühl will ihnen

die Regierung dadurch nehmen, daß sie durch Gunstbezeugungen gegen den Vatikanismus die Katholiken mit dem Deutschen Reich zu versöhnen trachtet. Wie verkehrt dies sei, haben wir oben erörtert; aber es ist auch unnötig und überflüssig. Denn der Katholizismus hat ohnehin für sich aus dem Deutschen Reich und dessen Kultur die größten Vorteile gezogen. Niemand hat seiner Religionsübung Hindernisse bereitet; er hat diese freier vollzogen als selbst in katholischen Staaten. Er hat vom Protestantismus nur die günstigste Einwirkung erfahren; er konnte mit von den Früchten unserer wissenschaftlichen Arbeit zehren; er mußte sich bemühen, nach Kräften einen tüchtigen Klerus heranzubilden; gerade hierin hat der deutsche Katholizismus viel vor dem anderer Länder voraus; gerade dieser Umstand half mit dazu, das Volk fester mit seiner Kirche zu verbinden. Es liegt also durchaus keine Nötigung für den Staat vor, mit besonders freundlicher Hand die Römischen zu streicheln. Er mag nach wie vor die ultramontane Kirche ruhig auf dem religiösen Gebiet wirken lassen; nur hat er zu verhüten, daß sie dabei vor allem die Seiten pflege, welche die Beziehungen zu Andersgläubigen stören; die widerliche Hetze der Priester gegen die „Ketzer oder die es werden wollen“ darf er nicht dulden. Er hat darüber zu wachen, daß der Klerus nicht zu politischen Agitatoren werde, nicht zu römischen Landsknechten sich und das Volk mache. Er hat zu sorgen, daß sich nicht Orden, wie die Jesuiten, in den Vordergrund schieben, welche durch ihre Moral die geistige Kraft, die Vaterlandsliebe, die

sittlichen Anschauungen des Volkes verderben. Er muß alles abwehren, wodurch der herrschsüchtige Ultramontanismus staatliche Funktionen zu beeinflussen vermag. Die Aufsicht des Klerus über die Schule muß beseitigt, sie darf nur von staatlichen Organen ausgeübt werden; diese haben allen Eifer anzuwenden, daß die Schule ihre Zöglinge mit dem auf dem deutschen Kulturfeld gereiften Korn nähre und daß sie in erster Linie zu deutschen Männern und Frauen gebildet werden. Gerade die ausschließlich staatlich und im Interesse unseres Volkstums geleitete Schule wird ein Hauptmittel werden, daß unseres Volkes geistige und sittliche Arbeit nicht von dem Schlinggewächs des fremden Ultramontanismus überwuchert werde. Zur Erreichung dieses Zieles aber ist erforderlich, daß auch die Bildung der Lehrer lediglich auf staatlichen Anstalten erfolge und daß sie in ihrer Stellung und in ihrer Tätigkeit so geschützt werden, daß sie der Klerus nicht drangsalieren und unterjochen kann.

Mag immerhin eine gerechte, konsequente und kühle Behandlung der römischen Kirche keine leichte Aufgabe für die Regierung sein; aber sie darf den Männern angesonnen werden, die an der Spitze unseres Reiches stehen wollen. Sie kann ihnen um so mehr zugemutet werden, als sie wissen müssen, daß die auf dem Protestantismus ruhende deutsche Kultur für den Ausbau und die Stärke des Reiches unentbehrlich ist; sie muß ernst und nachdrücklich in einer Zeit gestellt werden, in der Rom, überall mobil, energische Vorstöße macht, um die Christenheit sich gefügig zu machen

und auf den Boden mittelalterlicher Anschauung zurückzuzwingen, natürlich dazu, daß die dem Vatikan entwachsene Kultur wieder vernichtet werde.

Schwere Sorgen und harte Arbeit hat die Gegenwart; es ist ein fest gewappneter Feind, den sie im Ultramontanismus zu bekämpfen hat. Aber gerade, daß er auf den Plan unserer Zeit als Gegner deutscher, wir können auch sagen, deutsch-evangelischer Kultur getreten ist, gibt hoffnungsreiche Ausblicke in die Zukunft. Denn es gilt das alte Wort: „Der Krieg ist der Vater von allem!"; der Fortschritt der Entwicklung geht stets durch den Kampf der Gegensätze hindurch. Die Feinde des Guten sind es, die es vorwärts drängen; von selber würde es kaum den Fuß weitersetzen; es wird dazu durch die Angriffe seiner Gegner genötigt. So dürfen wir auch annehmen, daß der ultramontane Ansturm auf den Geist unseres Volkstums nicht dieses vernichten, sondern ihm dazu helfen wird, sich deutlicher auf sein innerstes Wesen zu besinnen, die ihm widerstreitenden Formen seiner äußeren Gestaltung zu beseitigen und seine Kraft reicher zu entfalten. Dies ruft vor allem den Protestantismus auf, nie zu vergessen, wes Geistes Kind er ist. Er pflegt die Frömmigkeit unabhängig von zwingenden Menschensatzungen und Formen als persönliche Gemeinschaft mit dem himmlischen Vater; diese wirkt sich als Gottesdienst aus in der Bearbeitung des gesamten Lebensgebietes nach dem Willen Gottes; er will, daß dafür alle Kräfte, die im menschlichen Geiste liegen, zur Mit-

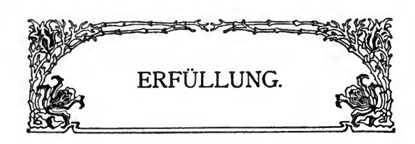
arbeit herangezogen werden. Diese gedeiht nur in voller wissenschaftlicher Freiheit; solche darf nicht beschränkt werden, selbst wenn unter ihrer Herrschaft manches hervortritt, was liebgewordene, altüberlieferte Glaubensvorstellungen antastet. Wer die Wissenschaft knebeln will, ist vom römischen Sauerteig noch durchdrungen; aber dieser muß völlig aus dem Protestantismus hinausgefegt werden. Es ist schmerzlich, wenn Vertreter der evangelischen Kirche rasch den Verdammungsspruch über wissenschaftliche Anschauungen fällen und zum Vollzug desselben die Staatsgewalt anrufen; sie vergessen, daß die Wissenschaft sich durch sich selbst korrigiert, daß auch sie durch Gegensätze hindurch näher an die Wahrheit heranschreitet; sie vergessen, daß keine Wissenschaft die Religion, das Evangelium zu vernichten vermag, aber auch, daß Vorstellungen, mit denen sich dieses einem früheren Geschlecht von der damals zeitgemäßen Weltanschauung aus verständlich machte, dem Wandel unterliegen und nicht dauernde Bestandteile des Glaubens selber sein können. Wer wird heute noch wiederholen wollen, das Christentum sei gefallen, als der Gedankenkreis zusammenstürzte, der aus dem ptolemäischen System sich gewoben hatte?

Je größer das All dem modernen Menschen unter Fernrohr und Mikroskop geworden ist, um so größer muß uns Gott erscheinen und um so nötiger unsere Demut vor ihm. Je genauer wir die festen Gesetze erkennen, die es zusammenbinden, um so zuverlässiger wird unser Vertrauen zu dem, der kein Gott der Willkür ist. Das theologische Zetern wider sichere Ergeb-

nisse der Wissenschaft kann nur den Eindruck wecken, daß die Kirche veraltete Anschauungen verfechte, die kein Heimatsrecht in der modernen Kultur mehr besäßen. Nein, der Protestantismus kann stolz sein, daß er die Freiheit des Geistes verträgt, bei welcher der Katholizismus nicht bestehen kann. Es ist sein Ruhm, aller geistigen Arbeit die religiöse Tiefe und die sittlichen Ziele zu geben. Die sittlichen Ziele aber fassen sich darin zusammen, Welt, Leben, die menschliche Gemeinschaft so zu gestalten, daß die geistige Persönlichkeit zur möglichsten Entwicklung ihrer Kräfte in einem für sie und für die Gemeinschaft segensreichen Dasein gelange. Dieser Kultur Träger und Förderer ist der Protestantismus und das in diesem lebendige deutsche Volk.

Meyer-Zwickau.





ERFÜLLUNG.

Es geht durch die Seele der Menschheit ein Sehnen, ein raunendes Ahnen, wie das Träumen im knospenden Frühlingswalde. Es raunt von einem neuen Kommenden — Herrlichen.

Reformbewegungen gehen durch die Zeit. Das Bewußtsein erwachte, daß vieles anders werden müßte. Der Wille erwachte, daß es nun anders werden soll! Auf immer neuen Seiten, nach immer neuen Richtungen, auf immer neue Weise hebt es an, zu wirken, zu streben — wohin? Die Bewegungen haben alle ihr besonderes Ziel. Sie blicken ablehnend, gar feindselig aufeinander. Sie setzen sich gegeneinander durch und dringen vorwärts. Wohin? wer weiß wohin? Die *Ziele* sind alle mehr oder minder unklar. Aber nicht auf die Klarheit des Zieles scheint es anzukommen. Weiß der Wandervogel, wenn der Frühling ihn treibt, wohin es geht? Streben muß er! Weiß die Knospe, wenn die Kraft sie schwellt, was werden will? Wachsen muß sie! — Alle diese neuen und immer neuen Bewegungen, — mögen sie nur streben aus dunklem Drang, mögen sie nur wirken zu dumpfem Ziel! in Sonnenklarheit kommt ein Frühlingstag, der gibt ihnen allen Recht.

Wer heute, nicht eingefangen in die Bande der Partei, dem neuen Kommenden frei sich auftut, wer

einsam auf Bergeshöhe von dem Sturme des Nahenden sich umschauern läßt und von dort all das wogende Werden mitfühlend erlebt, — der ahnt ihn, den gemeinsamen Urgrund, der es herauf sandte, der sieht es schon schimmern, das gemeinsame Ziel.

Der gemeinsame Urgrund?

Er heißt Leben! Ursprung! Quellenhafte Kraft! Im Gegensatz zu dem lähmenden Bann der Tradition, der dumpfen Konvention, all dem Staubigen, Toten, das Jahrhunderte, Jahrtausende lang über uns lag, ein Schuttgefilde, drängt es sich aus dem urlebendigen Grunde des Daseins wie frische Quellen empor. Neben den schlafenden Menschen, denen immer noch das Altgewohnte selbstverständlich das Gute ist, das Legalisierte selbstverständlich das Sittliche, regen sich diese neuen Menschen, die die Dinge neu und unmittelbar anschauen, aus einem lebendigen Sinn heraus, aus ihrer Natur heraus. Und wie sie heißen mögen, alle die hundert Reformbewegungen auf sozialem, auf religiösem, auf hygienischem, auf wissenschaftlichem, auf künstlerischem Gebiet, immer ist es das Leben selbst, das aus heiliger Quelle, ahnungswirkend vom Urwesen der Dinge, sie heraufsandte.

Und das Ziel? Ob es hier so und dort so sich darstellt, wechselnd und widerspruchsvoll, immer drückt sich irgendwie der Gedanke der Organisation aus, des harmonievollen Zusammenwirkens der Vielheit.

Wie könnte es anders sein! Ist nicht der lebendige

Urgrund des Daseins ein einheitlicher? Wo er heraufwirkt, — muß nicht die Anschauung von der lebendigen Einheit, muß nicht das Bedürfnis des harmonievollen Zusammenwirkens sich als das Natürliche, das Gesunde, das Selbstverständliche einstellen?

Der lebendige Urgrund des Daseins ein einheitlicher! Das ist's, was die Menschen zu fühlen beginnen. Nicht nur zu denken, nein, zu erleben. Nicht nur die einzelnen Einsamen, nein, es greift um sich, ergreift alle innerlich nicht mehr ganz Dumpfen, noch nicht ganz Erstorbenen.

Der Mensch fängt an, mitzufühlen mit dem Leben, das um ihn her webt. Nachdem die Seele der Menschheit in der Epoche des radikalen Materialismus tief ruhte, atmet sie jetzt auf und erwacht zu kräftigem Erleben. Es ist nicht länger selbstverständlich, daß der Mensch durch die Welt hindurch geht und tut so, als wäre da alles dumpf und er allein lebendig. Seine Sinne sind feiner geworden. Jener innere Sinn, der das Innenleben der Dinge erlauscht, fängt an sich zu entwickeln. Und wenn noch die einen ernsthaft erzählen, daß nur w i r alle Stimmung in die Natur hineinlegen, daß die Natur an sich ohne Stimmung und Seele sei, so stehen neben ihnen schon die andern ganz voll Staunen: „Was, die legen immer nur ihre eigene Stimmung in die Natur hinein? Und von diesem ganzen wundervollen Leben, das, für sich, unbekümmert um uns, oder auch im holden Einverständnis mit dem Besten in uns

da rauscht, merken sie gar nichts? Die seltsamen Leute!"

Die Lebendigkeit des Daseins wird entdeckt! Und steht davon noch nichts in Schulbüchern, — die Dichter fangen an davon zu träumen und zu singen, die Dichtergemüter, es zu schauen.

Und zu gleicher Zeit erscheinen jene starken geistigen Bewegungen, vor denen der intellektuelle Mensch kopfschüttelnd steht und weiß nicht, was davon zu denken. Auf der einen Seite ging der Intellektualismus heute bis an die äußerste Grenze und feiert in Materialismus und kirchlichem Dogmatismus seine absolute Herrschaft. (Es ist in Wahrheit kein großer Unterschied zwischen dem Materialisten und dem dogmatisch Gebannten. Sie suchen beide das Eigentliche im Begriffsmäßigen!) Klar und kalt und starr herrschte der Intellektualismus; wie eine Eisdecke lag er über dem inneren Leben. — Nun aber fängt es an zu dröhnen, tief unten. Unerhörte geheimnisvolle Erfahrungen geben sich kund. Noch wehrt sich der intellektuelle Mensch und erklärt alles für Betrug oder Phantasie. Aber das Dröhnen wird immer lauter. Die Frühlingsgewalten, die Geistgewalten werden die Eisrinde sprengen!

Wie kindisch und dürftig, eng und armselig auch die Vorstellungen — des Spiritismus und der Theosophie, der „Christlichen Wissenschaft" und aller in Begriffe gefaßten Mystik seien, — die Erfahrungen sind da und geben Zeugnis! Sie zeugen in kindlich anfängerhafter, nur erst tastender Weise davon, daß der Geist Realität ist! Daß der Geist das Eigentliche ist

und die Materie die gröbste Ausdrucksform von ihm. Daß der Mensch, der im Geiste steht, die Materie beherrschen und umwandeln wird mit Gotteskraft!

Der im Geiste steht! Das ist aber freilich etwas anderes, als nur mit Gefühl und Phantasie das verwandte Leben selig genießen. Das heißt: Als Allwille alles Werdende in sich tragen!

Der Gedanke ist so kühn, daß aller Wahnsinn nicht an ihn hinan reicht und ist doch das Gesundeste und Einfachste. Denn was er ausspricht, ist des Menschen Urnatur und gottgedachtes Wesen: seine Bestimmung.

Allwille —!

Wie von ihm reden? Dunkel und Licht wird Eins — Rauschen und ewige Stille. Begriffe hören auf und Worte ersterben.

Allgeist! heilige Gottesglut! All-Ich. All-Wille. Wahrhaft-Seiendes. Einzig-Seiendes. Ohne Anfang, ohne Ende.

Dachte der ewige Urgeist einen Gedanken — siehe da ward ein Bild von ihm (denn er denkt nur sich, es gibt sonst nichts!) Dieses werdende Bild aber von ihm, wir erleben es — wir nennen es Welt. —

Wir? wer sind wir? Mitwerdend, mitwebend, mitgewoben — Geistteile in dem Geistbilde von ihm. Nichts Einzelnes. Wir, — wer sind wir? Täuschung und Traum! Es gibt nur ein Ich! Das All-Ich. Nur einen Geist, den Allgeist!

Das ist in dem werdenden Gottesbilde noch die Dumpfheit, daß das Ich wohl hineinleuchtet bis in die grobe Materie im äußersten Umkreis, die aber sucht das Ich nun in dem matten Schimmer. —

Im innersten Innen wirkt glühend lebendig das Ich! Der Geist! Der trägt und bewegt in sich die dumpfen Stäublein, die den Reigentanz der Form vollführen und will sie alle durchdringen mit dem Ich! Sie ahnen es schon, aber sie suchen es in der Form, der Einzelheit! Und weben sich die Welt der Einzelheiten, und wähnen, zu wollen aus der Einzelheit und gieren, zu gewinnen für die Einzelheit, und sich durchzusetzen gegen andere Einzelheiten — Täuschung und Traum! Wahnsinn und Qual.

O, daß er schweige, der wilde Wahn der Dumpfheit! O, daß dieser trügende Schleier der Maja uns von der Stirn gelöst werde!

Daß es in uns stille werde und wir nach innen lauschen!

Daß wir sinken! sinken! hinab in das innerste Innen, wo die bunten Bilder der Einzelheiten verbleichen. Die äußerste Finsternis scheint es zu sein — der bodenlose Abgrund — da schlägt empor die Lohe Gottes! Der Allgeist!

Und in uns braust als ewige Stille das Eine „Ich bin!", in uns will als glühende Wonne der Eine Wille!

Nun öffnet sich das Auge neu für die Welt. Siehe, das werdende Geistbild Gottes!

In tausend und tausend Strahlenfarben bin nur Ich! in tausend und tausend Lebensformen will nur Ich!

Was will das All-Ich? nur Sich! es gibt sonst nichts.

Den Gedanken von sich in Klarheit denken. Das Geistbild, von sich in Vollkommenheit ausprägen! — Im dumpfesten Stäublein soll es zum Seligkeitsleuchten werden, das Gottes-Ich. — In allem Wollenden will er das Wollende werden, der Eine Wille voll Geist und Kraft. —

Welt, wie bist du voll Disharmonie, wie bist du voll Elend und Qual!

Und wage es, Mensch, du All-Ich-Form, den Disharmonieen ins Antlitz zu schauen! Nicht im schönen Schein matt nun dich erlabt; in die Hölle hinab, mitgelitten! Wag' es, die Disharmonieen zu fühlen, wag' es, sie zu wollen! Nichts gibt es außer Gott; auch in den grausigsten Disharmonieen — ist nichts als das Eine „Ich bin". Aus dem lebendigen Urgrunde klingt in all diese Qual und dies Entsetzen ein „Heilig, heilig!" hinein. Wage es, Mensch, jenseits von Gut und Böse den All-Willen zu ahnen! der aus solchen Dissonanzen seine Seligkeit baut! In die Hölle hinab, mitgelitten! Und drunten ahne das Werdespiel der göttlichen Welt-Harmonie! Denn wenn die Gottheit spielt, dann spielt sie gewaltig! tief und gewaltig!

Es gehört viel Mut dazu, den All-Willen zu ahnen.

Es gehört Mut und Kraft und Entsagung dazu, den All-Willen zu wollen! Das Wollende in uns aus der Einzelform, — der dumpfen, engen, denkenden, erwägenden, — hinabzuverlegen in die Abgrundglut, die heilig, tief in uns brennt.

Es gehört eine große Kraft dazu, sich so zu konzentrieren, daß wir nach außen stille werden und die Abgrundglut in uns herauf dämmert.

Aber vor dem leisesten Dämmern schon wird die ganze alte Welt des Einzelselbst bleich, öde und farblos! Vor dem leisesten Hauch verbrennt schon alles, was noch fähig war, aus dem armen Einzelselbst zu wirken.

Und der All-Wille in uns spricht: „Ich will dies." Wir fragen nicht mehr, warum. Das All-Ich weiß es! Und der All-Wille spricht: „Ich will das." Und wir sehen keine Möglichkeit mehr, anders zu wollen und zu tun; Gott würde zu einem „fressenden Feuer in unsern Gliedern!" Wohin es führt? Die Ferne erkennen wir nicht. Gott wird sie weben. Das Nahe leuchtet klar mit zwingendem „Ich will". — Aber siehe, allmählich blitzen uns wundersame Zusammenhänge entgegen. Sind nicht da und dort schon Fäden bereitet, hundert Fäden bereitet, unsern Einschlag aufzunehmen? Was die Menschen Zufall nennen, wird tief sinnvoll, gottgefügt. Sind Menschen und Dinge nur gefüges Material für den Einen Willen? Durchscheinend wird der Schleier der Maja. Wir sehen die Gottesgedanken weben. Du weißt nicht, was morgen wird? Laß das

All-Ich nur weben! Es ist genug, daß ein jeglicher Tag seine eigene Plage habe: Was heute werden soll, zeigt sich dir an. Der morgende Tag wird für das Seine sorgen. Fällt auch ein Sperling vom Dach ohne den Einen Willen? — Der Trug der Maja versank. Wir schauen nichts als lebendige Gottheit; sie wirkt durch uns hindurch.

Welcher Friede nun! Welche Kraft! Welche Wonne und Sicherheit des Wirkens.

Welch ein Ausleben der ureigensten Art! Denn in einer bestimmten Strahlenfarbe will der All-Wille in dieser Form. Die erstrahlt immer reiner und klarer, je mehr sie sich nur als einen Teil in dem großen wundersamen Farbenspiel erkennt und nichts anderes mehr will, als dieses Teiles Können und Sollen. Dies aber will sie aus der Urtiefe! und erstrahlt immer voller und freier, immer seliger, und genießt ihre Art, und genießt des Nachbars abweichende Art und erlebt sie alle, jeden in seiner Art, erlebt das ganze wunderbare Farbenspiel, erlebt das All.

Siehe, das ist der Mensch! Der Sinn der Erde! Der Übermensch? Der Mensch, der gottgedachte, der nur sein Ich will! Aber es ist das Gottes-Ich.

Wenn alle Menschen bewußt aus dem Gottesgrunde ihres Wesens leben würden, und den Allwillen ausführen, dann wäre die Harmonie der Welt da. Dann wäre die Welt das vollkommene Bild Gottes.

Noch gellt der Jammer der Disharmonie.

Denn noch träumt sich der Mensch ein kleines

Einzel-Ich; arbeitet gegen die andern; in das äußerste, dumpfeste Ende seines Wesens, in die Sinnenwirklichkeit schränkt er sein Bewußtsein ein; überschaut nichts, weiß wenig, sorgt sich und grämt sich, steckt sich verkehrte Ziele und rennt ihnen nach, erreicht sie nicht, oder erreicht er sie, so sind sie ihm nicht das Glück. Und ganz unbewußt noch vollführt er die eigentliche Bahn seines Lebens, erlebt er seine eigentliche Geschichte. Die innerliche, die Gott schaut. Wie der Allwille ihn gebraucht als Werkzeug hier und dort, ihm unbemerkt; und schult ihn zugleich und erzieht ihn, daß er gottbewußt werde, daß er selig werde.

Lauter als je gellt der Jammer der Disharmonie! Wilder als je giert das Begehren aus dem Einzel-Ich! Denn ein Ahnen erwachte schon von der Macht und dem Glück, die dem Menschen naturgemäß sind, aber weil sie in der Einzelheit gesucht werden, findet man nichts als erhöhte Selbstsucht! erhöhte Disharmonie.

Aber schon dröhnt es tief unten aus dem Grunde der Menschheitsseele von Allgeist-Gewalten. Noch wehrt sich der intellektuelle Mensch. Aber die Erfahrungen kommen und geben Zeugnis. Erst füllen sich davon die Irrenhäuser. Wird aber der Geist zum Durchbruch kommen, so wird er Klarheit und Gesundheit sein und dem Wahnsinn des einseitigen Intellektualismus und allem Wahnsinn des Einzel-Ich ein Ende machen. Und die hundert Reformbewegungen, die durch die Zeit gehen, geben ein bedeutsames Zeugnis davon, daß die Urnatur der Dinge anfängt, zu den Menschen zu reden und ihnen das Bewußtsein und den

Willen weckte, daß es nun anders zu werden hat in der Welt.

Denn das ist das Starke an unserer Zeit: sie will ihre Ideale verwirklichen. Sie sollen Tat werden! Nicht mehr soll das Ideal als schöner Schein in den Lüften schweben. Ideale, die nicht Wirklichkeit werden können, sind Lüge. Aller schöne Schein, alles erlogene Ideal ward scharf verneint. Aufgeräumt ward mit allen Idealen und Göttern, die Verheißungen geben und nicht erfüllen. Aber mit dem harten Blick der Wahrhaftigkeit für die Unvollkommenheit unseres Daseins schuf unsere Zeit sich nun auch den freudigen Mut, daß es vollkommener werden soll. Es blieb uns nur der Gott im eignen Innern. Der aber geht daran, alles zu erfüllen.

Jawohl, er geht daran. Heute!

Es regen sich schon die neuen Menschen mit dem sieghaften Mut des Idealismus! Und wenn die Armen und Engen, deren Gesichtskreis nicht weiter reicht, als das Interesse ihres Geldbeutels, die nicht tiefer in das Dasein dringen, als so weit sie es mit den äußeren Sinnen betasten können, sonst nichts für wert halten, als was ihrem engen Ich dumpfen Genuß bereitet, — wenn sie unverständig prahlen, sie seien die Gesunden, und jene andern, die einen lebendigen Sinn des Daseins und ewige Zusammenhänge schauen, seien überspannt — heute ist es nicht mehr selbstverständlich, daß die Idealisten sich dann ängstlich geduckt in sich selbst zurückziehen, wohl gar an ihrer Art, die Welt anzuschauen, irre werden und, da sie sie nicht los werden

können und sich doch immer im Gegensatz zu der herrschenden Art finden, das Gleichgewicht verlieren und in Nervenheilanstalten und Irrenhäusern enden, wie so viele, so viele der Besten bisher! Heute regen sich die neuen Menschen, die auf solches Prahlen stolz erwidern: „Wir sind die Gesunden! wir schauen, wo ihr blind seid! wir folgen dem Ideal, weil es die echte Wirklichkeit ist."

Sie begegnen sich schon, diese neuen Menschen, sie erkennen sich, sie jubeln einander zu; sie grüßen sich mit Heimatlauten in jener Sprache, die die anderen nicht verstehen.

Die vielen sind da; aber fehlt uns nicht der Eine —?

Sollen die modernen Reformbewegungen zusammenströmen und die Welt verwandeln, muß das nicht in einer lebendigen Persönlichkeit geschehen, in einem Menschen, der sie alle versteht, weil er sie alle in sich trägt, in dem sie sich alle selbst verstehen lernen, weil er die Erfüllung und das Ziel ist?

Längst trägt auch unsere Zeit eine tiefe Sehnsucht nach diesem einen Großen, dem Gottgesandten, der die Einheit und Klarheit bringt, einem neuen Retter, einem Messias.

Er wird kommen! Solche tiefe Sehnsucht ist immer die Ahnung der Menschheitsseele von einem Nahenden; der Schatten, der vorausfiel. Er wird kommen! Die Sehnsucht der Zeit kündet ihn an.

Aber ist die Erwartung nicht zu kühn? Wie unerhört groß müßte der Mensch sein, der in den heutigen überreichen, überkomplizierten Kulturverhältnissen und Lebensbeziehungen das ganze Menschendasein kennen, beherrschen und zur Klarheit führen sollte?

Denn das müßte er: Der modernen Menschheit Klarheit geben über sich selbst, indem er ihr gottgedachtes Wesen ihr vorlebt und sie mit starker Hand hinaufführt, es zu erreichen!

Welche Umwälzungen aber müßten in allen menschlichen Einrichtungen stattfinden, bis unser gottgedachtes Wesen darin zum Ausdruck käme, und Harmonie darin herrschte! Wohl zielen sie schon alle deutlich darauf hin, — die sozialen Bewegungen und die Friedensbewegung, die Frauenemanzipation, die sittlichen Regenerationsbestrebungen, die Bemühung für Wirtshausreform und Reform der Ernährung, für Reform der Erziehung und all die religiösen Reformbestrebungen — aber kann es Einen geben, der alle diese Mächte kühn in die Hand faßt und zu leiten versteht? Dem alle diese Menschen willig sich anschließen? Und wäre er der Führer von Natur, — kann er das alles auch nur überschauen? geht das nicht über das Mögliche hinaus? Und wäre er ein Übermensch. —

Er wird kommen! Nicht ein Übermensch! Der echte Mensch wird es sein, der zum Gottbewußtsein gekommen ist. Der hinausdrang über die Gier der Einzelheit und über das Schweigen des Nirwana in den schaffenden Gotteswillen hinein. Der Mensch, in dem das All-Ich erwachte.

Das All-Ich wird es ausführen durch seinen Menschen.

Ihm würden alle Fäden des Geschehens bereit liegen, seinen Einschlag zu empfangen. Die Sicherheit des Gottgefühls in ihm würde es ihm anzeigen: „Jetzt hat dies zu geschehen; jetzt das.“ Die Kraft des Allwillens in ihm würde es ausführen. — Ihm würden Menschen vorbereitet sein allerorten, die innerlich schon zu ihm gehören, ehe sie von ihm vernahmen. Wenn sie aber von ihm vernehmen, wird es ihnen sein, als ob die Linien ihres Lebens ihnen lebendig würden: „Dort gehörst du hin.“ Und sie würden sich aufgehoben sehen, ihnen selber zum Staunen und zu ihm hingeführt. Der Zufall führte sie zu ihm hin: auf daß die heilige Lebendigkeit des Allzusammenhanges sich erwiese. Nicht er suchte sie. Der Allwille scharte sie um ihn, alle innerlich Lebendigen. Und den Sinn und die Kraft jener Reformbewegung, in der sie schon standen, brächten sie mit und sähen sie in ihm erfüllt, und drängen selbst über sie hinaus, in die Erfüllung.

Nicht der Meister würde er sein, nicht sie Jünger. Sondern jeder, der das Geheimnis seiner unerhörten Kraft schaute, der würde es in sich aufrauschen hören von seliger Gewißheit, daß auch er dazu berufen ist. Denn auch er ist Allgeist! auch in ihm will das All-Ich, den Schein des Einzelseins durchbrechend, zur sieghaften Kraft und leuchtenden Seligkeit werden. Auch würden sie ihn nur verstehn, den Wunderbaren, den All-Ich-Menschen, so weit sie selber, Gott in sich erlebend, seiner Höhe nachklimmen würden.

In der Atmosphäre des einen Freigewordenen würden sie alle frei.

Und sie ständen zusammen. Stark und selbstsicher. Jeder seine Kraft ziehend aus dem eigensten Ich und doch alle in vollkommener Harmonie. Denn was in ihnen will und in dem einen spricht: „Ich will dies“, in dem andern „Ich will das“, wäre derselbe einheitliche lebendige Wille. Der würde in einem jeglichen nach seiner Art für dasselbe Werk sich auswirken; in einem jeglichen in seiner Seelenfarbe für dasselbe wundervolle Farbenspiel.

So würden sie, die Starken, die Freien, — um einen Mittelpunkt geschart, und jeder selbstsicher im Mittelpunkt der Gottheit ruhend —, zu einer Macht, der nichts widerstände. —

Der die Disharmonie der Welt nicht widerstände!
Die die Welt hineinwandelte in das Bild Gottes!

Ist es zu kühn? Aber was sollte sonst kommen? Nachdem die Menschheit tapfer und wahrhaftig jedes Ideal, das nur Luftbild ist, Lüge nannte — nach kurzer Pause aber neu und mit unerhörter Kraft der Idealismus wieder aufloderte in ihr, was sollte nun kommen, wenn nicht Erfüllung ihrer Ideale? —

Wir sehen überall die Zeichen der Zeit wie heilige Runen davon reden.

Erfüllung!

Es geht durch die Tiefe der Menschheitsseele wundersam ein träumendes Erwarten, wie das knospende



Erwarten im Frühlingswalde. Es raunt von einem dritten Reich — dem Reich der Erfüllung. Dichter singen davon.

Und es ward uns in Kindertagen wunderbar eine heilig-himmlische Verheißung: daß Christus wiederkehren werde! Nicht mehr zu zerschellen an der ungöttlichen Welt, nein, sie umzuwandeln in Gottes Reich, und alles zu erfüllen, was er einst verheißen. —

Das wäre das dritte Reich: wenn, nachdem erst Gott fremd und hoch über den Menschen stand, fordernd und die Sündigen strafend, — nachdem dann im zweiten Reich die überwältigte Menschheit erlebte, wie ihr Wesen als ein Gottmenschenwesen ihr vorgelebt ward, aber es war ihr ein Idealbild der Luft, das sie anbetete. —

Das wäre das dritte Reich, das Reich des Geistes, wenn wir nun wagten, es selbst zu erleben, daß Gott in uns das Ich ist! Wenn der Gottgeist in uns jedes Stäublein durchglühte mit seliger Allgegenwart und es wollen lehrte aus dem einen Urwillen!

Das wäre Christus, wiederkehrend in die Welt und sie verwandelnd in Gottes Reich. Erwartet ihr die Einzelheit? Einzelheiten sind nicht — das ist Täuschung und Traum! Das wäre die wiederkehrende Christuskraft, Gott offenbart im Menschendasein, und die Himmel Bethlehems würden singen: Friede auf Erden bei den Menschen, die heiligen Willens sind.

Umwälzungen würde es geben bis dahin und schwere Krisen! Langsam würde es vorbereitet und käme dann wie der Blitz.

Geist der Wahrheit, der uns in alle Wahrheit leiten wird — Tröster, der uns über die Rätsel Gottes trösten wird — komm! Christus, siegender, der wiederkehrend die neue Erde schaffen wird — den neuen Himmel — komm! gehe uns auf, du heller Morgenstern des Tages der Erfüllung!

Gertrud Prellwitz.

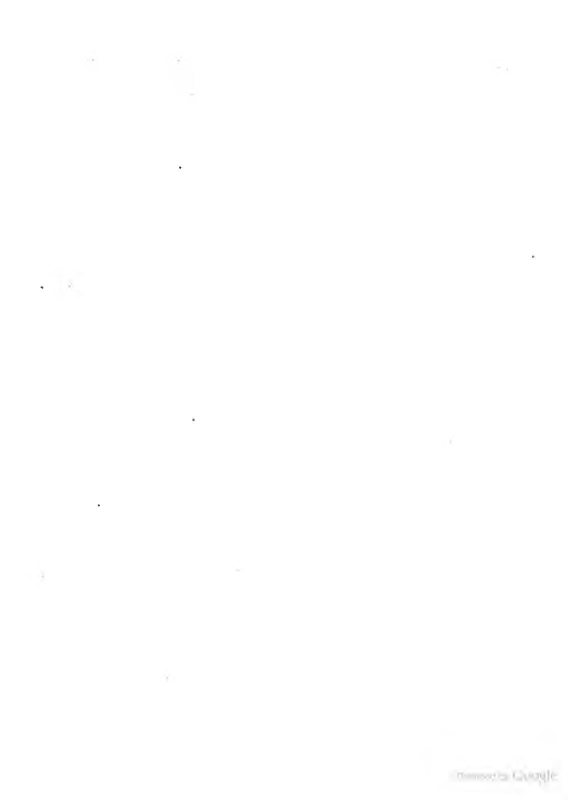


INHALT.

*

DAS SUCHEN DER ZEIT

zweiter Band,
erscheint im
Herbst 1904.




Princeton University Library
32101 065654954

